

RUNDBRIEF

FÜR KIRCHLICHE UND GESELLSCHAFTLICHE NEUGESTALTUNG

2 /2013

Brunnenthal, 6. Mai 2013

Vertrauen ist eine Oase des Herzens, die von der Karawane des Denkens nie erreicht wird.
(Khalil Gibran)

Liebe Schwester, lieber Bruder,



Unvergesslich der 1. Mai 2004, an dem ich mit einer Reisegruppe die Zedern des Libanon bestaunen durfte und die bewundernden Worte der Bibel über sie lebendig wurden. Die ältesten sind über 1.000 Jahre alt und die mächtigste hat einen Umfang von mehr als 14 Metern. Ich habe mir ein Stück trockenes Zedernholz mitgenommen – es duftet heute noch so köstlich wie an dem Tag, als ich es von einem mächtigen dünnen Ast abbrach, den ein Sturm vom Baum gerissen hatte.

Da kann man verstehen, dass König Salomo davon angetan war, sich seinen Palast aus Zedernholz errichten zu lassen, und sich auch David damit beliefern ließ.

Die Bibel gebraucht das Bild von der Zeder des Libanon für besonders Hervorragendes, Schönes, Wertvolles, für eines der Wunder Gottes in seiner Schöpfung.

„Der Gerechte wächst wie die Zedern des Libanon“ (Ps 92,13)

Auf der Rückfahrt besuchten wir in Bcharreh, dem Geburtsort von Khalil Gibran, das eindrucksvolle Museum.

Das obige Zitat ist einer seiner zahlreichen bedenkenswerten Sätze.

Es scheint mir gut zu passen für das Kapitel zum II. Vatikanischen Konzil, das in diesem Rundbrief einen kleinen Einblick geben soll, wie es begonnen hat.

Es zeigt auch die Grundeinstellung Jesu, die sich in seiner im Markusevangelium überlieferten ersten Verkündigung offenbart: *metanoete kai pisteuete!* Die Karawane des Denkens, die das Metanoein, das Umdenken und Neudenken zu übernehmen hat, ist zwar wichtig, aber die tieferen Geheimnisse und vor allem die Beziehung erschließen sich dem Vertrauen. Pisteuein heißt mehr als an etwas glauben, es ist die Ermutigung dafür, das ganze Vertrauen in die Gute Nachricht, die Frohe Botschaft zu setzen, die Jesus selbst ist und die er bringt: Gott ist Abba, ein bedingungslos Liebender.

Zukunft braucht Herkunft

Diese deutliche, sehr richtige und beherzigenswerte Aussage ist ein Leitmotiv des 85-jährigen Philosophen *Odo Marquard* (vgl. Artikel in „Die Furche“ vom 21.2.2013). Darum habe ich im vorigen Rundbrief im ersten Kapitel zum II. Vatikanischen Konzil

unter einem ganz bestimmten Blickwinkel über das Davor, die kirchlichen Entwicklungen seit dem Anfang oder ab einem bestimmten Zeitpunkt geschrieben.

Den Zustand der Kirche vor dem II. Vatikanischen Konzil kann man nur verstehen, wenn man dessen Herkunft kennt.

Ebenso braucht man diese Kenntnis zum Verstehen der Überlegungen der Konzilsväter und Theologen beim Vatikanischen Konzil und zum Verstehen des schließlich Beschlossenen, denn sowohl Überlegungen als auch Beschlüsse waren weitgehend eine Antwort auf den gegebenen Zustand, sowie eine Korrektur dieses Zustands und eine neue Wegweisung zum Erreichen eines anderen neuen Zustands.

Man muss sich die Herkunft der im Laufe der Zeit in der Kirche entstandenen Sichtweisen, lehramtlichen Festlegungen, spirituellen Praktiken, Bräuche, Strukturen usw. genau anschauen.

Bei weitem nicht alle entsprechen dem wahren Ursprung, also den Vorgaben Jesu und danach der Weiterführung durch den Heiligen Geist.

Durch verschiedene Inkulturationen – z.B. in das hellenistische Umfeld der Urkirche – wurde so manches aufgenommen, was genau besehen mehr oder weniger oder gar nicht weder mit dem Anfang durch Jesus noch mit einer Weiterführung durch den Heiligen Geist in Übereinstimmung zu bringen ist.

Dies gilt es zu bereinigen, auch wenn es über Jahrhunderte oder sogar bis in die Anfangszeit der Kirche zurückreicht. Es wird niemals etwas dann richtig, wenn es nur lange genug gebräuchlich war. Papst Benedikt der XVI. meinte anlässlich der Wiederezulassung der tridentinischen Liturgie als außerordentliche neben der nachkonzilaren, dass so lange als richtig Geltendes nicht falsch sein könne. Doch, es kann sehr wohl mehr oder weniger falsch sein.

Der Mensch braucht unbedingt für seine Verwurzelung und Beheimatung Dauerhaftes und Bleibendes, lange Erprobtes und Bewährtes, auf das er sich verlassen und auf das er bauen kann.

Er braucht bleibende Werte, die er übernehmen, an denen er sich ausrichten, nach denen er sein Leben gestalten und die er an seine Kinder wieder weitergeben kann.

Wird alles ständig in Frage gestellt, muss dauernd Neues erfunden und eingeübt

werden, wird gar zu vieles zum Beliebigen, wie wir es in der modernen Gesellschaft vielfach erleben, ist der Mensch damit hoffnungslos überfordert. Er kann sich nicht verwurzeln oder wird laufend wieder entwurzelt. Simone Weil hat dies als eines der Hauptprobleme des modernen Menschen erkannt.

Das bewusste Festhalten an bewährten Überlieferungen ist eine Notwendigkeit für jede Kultur und Religion und auch für jeden einzelnen Menschen.

Die andere Seite darf dabei natürlich nicht übersehen werden oder zu kurz kommen: Es gibt keinen Schmetterling, wenn sich die Raupe nicht verpuppt oder der Schmetterling sich nicht aus dem Kokon befreit. Es gibt kein Wachstum einer Schlange, wenn sie sich nicht häutet und kein wachsendes Geweih, wenn das alte nicht abgeworfen wird.

Zum gesunden und erfolgreichen Wachstum aus der Herkunftsbasis heraus zu Neuem helfen uns keine utopischen Theorien – etwa von einer klassenlosen Gesellschaft – noch eine Vertröstung auf das Jenseits.

Wir müssen unsere Herkunft beachten, dürfen aber nicht in ihr stecken bleiben. Wir müssen Werte bewahren, müssen sie aber auch weiterentwickeln. Wir müssen die Möglichkeiten des Heute wahrnehmen, sie nützen und überkommenes Wertvolles einsichtig machen.

Odo Marquard formuliert dies so: „*Wir können mit dem Leben nicht auf die prinzipielle Erlaubnis warten, es nunmehr anfangen und leben zu dürfen, denn der Tod ist schneller.*“ Wir müssen zwar herkömmlich leben, uns aber stets bemühen, „*unsere Herkunftshaut neu zu verstehen und dadurch ihr gegenüber geistig frei zu werden, obwohl wir aus ihr nicht heraus können.*“

Um eine gute Zukunft zu gestalten, brauchen wir eine entsprechende Herkunft bzw. deren richtige Sichtweise und Weiterentwicklung. Auf die Kirche bezogen bedeutet dies also erst einmal eine Rückbesinnung auf die wahren Wurzeln, ein möglichst umfassendes Beachten der guten Entwicklungen, ein Heben der kostbaren Schätze der Geschichte, und eine Korrektur der Fehlentwicklungen.

Das habe ich wenigstens an Beispielen im vorigen Rundbrief im ersten Kapitel der

Betrachtungen zum II. Vatikanischen Konzil versucht.

Im zweiten Kapitel geht es nun um die Ausgangsposition, die Absichten, die

Reaktionen zu dem unerwarteten Vorhaben, die Vorbereitung und die Eröffnung.

Das Vat. II – Ein in dieser Weise nicht zu erwartendes Ereignis

Den kirchlichen Ausgangszustand und Mentalitätshintergrund hat *Otto Hermann Pesch* in seinem Standardwerk „Das zweite Vatikanische Konzil“ (Ausgabe 1992) anhand eines wohl erfundenen, aber punktgenau treffenden Ausspruchs eines zutiefst überzeugten katholischen Bauern in der Diasporagemeinde Söldenburg mitten im fast 100%ig protestantischen Umland Niedersachsens deutlich beschrieben: *„Lasst die in Rom beschließen, was sie wollen, ich bleibe katholisch!“* Der Scherz bezeichnet – und deshalb ist er so treffend – die insgesamt größte Herausforderung, die das Konzil für die bis dahin selbstverständliche katholische Mentalität bedeutete und auch 30 Jahre danach immer noch bedeutet: dass sich in der Kirche etwas ändern darf, kann, ja soll, und zwar auf allen Gebieten, von der Liturgie über das Kirchenrecht bis hin zur Theologie und der Interpretation der verbindlichen kirchlichen Lehre. Dass sich **NICHTS** ändern darf – es sei denn, die Änderung rückt das Unveränderliche noch deutlicher ins Licht, verstärkt seine Festigkeit, fördert seine öffentliche Geltung –, das galt für die erdrückende Mehrheit der Katholiken als eben **DAS** Katholische.

Und wiederum rückt das unser Witz grell ins Licht: Selbst von dorthen, wo doch diese erdrückende Mehrheit der Katholiken den Felsengrund aller Unveränderlichkeit erblickt, von „Rom“ aus, darf und kann nichts verändert werden. Sonst muss man notfalls ohne und gegen Rom „katholisch“ bleiben. Der Witz ist, wie wir wissen, inzwischen bittere Wirklichkeit geworden in der Bewegung des im März 1991 verstorbenen französischen Alterzbischofs Lefebvre. (Seite 21 f)

Wie wir ebenso wissen, gilt er auch innerkirchlich mehr oder weniger für traditionalistische Strömungen bis hinauf in die römische Kurie, die das II. Vatikanische Konzil als möglichst weitgehend zu

beseitigenden Unfall der Geschichte ansehen, um wieder echt katholisch zu werden.

Ich halte mich in den folgenden Ausführungen weitgehend an die Darlegungen von Otto Hermann Pesch ohne jeweils immer wörtlich zu zitieren.

Das I. Vatikanische Konzil abschließen oder Neues wagen?

Nachdem das I. Vatikanische Konzil 1870 reichlich einseitig verlaufen und unvollendet geblieben war, dachte bereits Papst Pius XI. an eine Fortsetzung, ließ aber den Gedanken angesichts der weltpolitischen Lage und den zu erwartenden Schwierigkeiten wieder fallen. Pius XII. gab Vorarbeiten in Auftrag, ging aber dann aus demselben Grund nicht weiter.

Im Nachhinein muss man wohl darüber froh sein, denn eine Fortsetzung des Vat. I hätte sicher nicht das gebracht, was im Vat. II möglich wurde. Es wäre im Sinn des Vat. I doktrinär und gegenüber der Welt defensiv verlaufen.

Eine zündende Idee mit unklaren Vorstellungen und nicht erwarteter Entwicklung

Für Johannes XXIII. war die Einberufung eines Konzils wohl eine nach und nach gereifte spontane Idee, deren Verwirklichung am 20.1.1959 in einem Gespräch mit Kardinalstaatssekretär Domenico Tardini und weiteren Gesprächen über Lage und Zustand der Kirche Gestalt annahm.

Nachträglich wurden die Person und Einstellung Johannes XXIII. in manchem anders gesehen, als sie tatsächlich waren. Damit schwimmt aber der Wandel, der in ihm selbst stattfand.

Bei unserer Reise 2011 kamen wir auch nach Sotto il Monte, wo Angelo Giuseppe Roncalli am 25.11.1881 geboren wurde. Nach dem Gottesdienst in der Dorfkirche, in der er getauft worden war, besuchten wir das in seinem Geburtshaus eingerichtete Museum, in dem man auf Schritt und Tritt feststellen kann, dass der spätere Papst in einem zutiefst konservativen Milieu aufgewachsen war und später auch in einem ebenso eingestellten kirchlichen Umfeld seinen Dienst ausübte.

Dass er schließlich dennoch darüber hinausgehen konnte und hinausging, ist wohl seiner tiefen Menschlichkeit, seiner Offenheit und seinen Erfahrungen im diplomatischen Dienst zuzuschreiben.

Als in ihm der Gedanke an ein Konzil reifte, stand er sicher auf streng traditionellen Boden und verstand unter einem „ökumenischen Konzil“ nicht ein Konzil der gesamten Christenheit, sondern nur ein Konzil der westlichen (römisch-katholischen) Kirche als der allein wahren Kirche Jesu Christi.

Dass er nicht an etwas ganz Neues durch ein Konzil dachte, zeigt auch die Tatsache, dass er die Vorbereitung des Konzils der Kurie anvertraute, obwohl er wusste, dass diese mehrheitlich seiner Konzilsidee ablehnend gegenüber stand.

Und als ihm die Kurie ihre später von den Konzilsvätern fast vollständig abgelehnten Schemata vorlegte, war er mit diesen Arbeiten vollauf zufrieden gewesen.

Wie sehr er am 25.1.1959 nach dem Gottesdienst in der Abteikirche St. Paul vor den Mauern die Anwesenden und die Welt überraschte, zeigt die unmittelbare Reaktion der anwesenden 17 Kardinäle: Schweigen.

Vermutlich deutlicher als Johannes XXIII. selbst sahen maßgebliche Männer der Kirche, was da auf die Kirche zukommen werde.

Kardinal Siri, Erzbischof von Genua war entsetzt: „Die Kirche wird 50 Jahre brauchen, um sich von den Irrwegen Johannes XXIII. zu erholen!“ Siri war bei der Papstwahl 1978 ein aussichtsreicher Kandidat und man kann sich in etwa vorstellen, wie es unter ihm als Papst weitergegangen wäre.

Der Erzbischof von Mailand *Giovanni Battista Montini* und spätere Papst *Paul VI.* meinte: „Dieser heilige alte Knabe scheint nicht zu

merken, in was für ein Hornissennest er da sticht.“

Johannes XXIII. hatte 1959 eine verhältnismäßig kurze Vorbereitungszeit und einen Beginn des Konzils 1963 vor Augen.

Der Widerstand besonders seitens der Kurie zeigte sich bereits darin, dass man ihn darauf aufmerksam machte, dass man für das Vat. I immerhin 6 Jahre zur Vorbereitung brauchte.

Johannes XXIII. entschied sich daraufhin nicht für eine Verschiebung auf einen späteren Zeitpunkt, sondern auf eine Vorverlegung: „Gut, dann werden Wir es schon 1962 eröffnen!“ – Und so war es dann auch.

Manche Hürde war nur mit einiger Schlauheit zu nehmen.

Bei seinem Amtsantritt hatte das Kardinalskollegium nur 52 Mitglieder und 12 Davon waren bereits über 80 Jahre alt. Diese Ausgangslage bot nicht gerade rosige Aussichten für eine zügige und aufgeschlossene Arbeit.

So setzte er sich über die seit Papst Sixtus V. (1586) geltende Zahl von 70 Kardinälen einfach hinweg, ernannte mehr und außerdem auch welche aus der Weltkirche.

Damit waren schlagartig die Kurienkardinäle in der Minderheit und dies sollte später weit reichende Auswirkungen auf den Verlauf des Konzils haben.

Es ist gut, sich nochmals genau anzusehen, welche Vorstellungen für das geplante Konzil Johannes XXIII. selbst hatte.

Es überrascht, wenn man feststellen muss, dass er keine klare Vorstellung hatte.

Er vertraute einfach auf die Führung durch den Heiligen Geist.

Einiges war aber klar: Es sollte kein Konzil im bisherigen Sinn werden, also keines, das sich besonders Lehrentscheidungen widmet, sondern als neuer Konzilstyp ein Pastoralkonzil, das die Gestalt der Kirche und ihre Verkündigung verheutigen und damit in der Welt von heute für die Menschen verständlich und anziehend machen sollte.

Es sollte auch kein Unionskonzil werden, daher erfolgte vorerst keine offizielle Einladung an die nicht-römischen christlichen Gemeinschaften, dann aber doch für „amtliche Beobachter“ ohne Stimmrecht.

Seine bisherige Lebens- und Amtserfahrung drängte Johannes XXIII. dazu, sich auf ein „Aggiornamento“, eine Verheutigung einzulassen. Selbstverständlich hatte er dabei all das im Blick, was nun einmal auch nach ganz traditionellem Verständnis in der Kirche dem Wandel der Zeit unterliegt. Es ging ihm aber um mehr, nämlich um die Verlebendigung des Glaubens und des Gemeinschaftslebens in der Kirche. Da sich beides im Alltag abspielt, war ihm eine neue, positive Sicht der Welt und Dialog statt Konfrontation wichtig. Es geht dabei nicht um eine billige Anpassung an die Welt, sondern um eine innere Notwendigkeit des Glaubens und der Sendung der Kirche.

Johannes XXIII. vollzog dabei aber einen entscheidenden Wechsel der Sichtweise. *Otto Hermann Pesch* schreibt dazu: „*VOR Johannes ist die Welt eine gegnerische, wenn nicht feindliche Herausforderung, der entgegengetreten werden muss und gegen die die Glieder der Kirche immun gemacht werden müssen durch klare Weisung, was sie in dieser Welt zu tun und zu lassen haben.*

BEI Johannes ist die Welt eine fragende Welt, der die Kirche eine helfende Antwort schuldet... Mit Johannes ist erstmals der Gedanke nicht mehr geradezu obszön, dass die Kirche sich von der Welt infrage stellen lassen muss.“ (Seite 61)

Wie geht das aber bei den für immer festgelegten Lehraussagen (Dogmen) der Kirche?

Auch diese entstammen ja ähnlich wie die Aussagen der Bibel einem zumindest teilweise von der jeweiligen Zeit und Inkulturation bestimmten Denken und sind in einer zeitbedingten Sprache abgefasst. Muss es nicht auch da ein Aggiornamento geben, damit die Lehre der Kirche von den Menschen heute verstanden werden und bei ihnen ankommen kann?

Johannes XXIII. hatte wie alle Theologen seiner Zeit eine perfekt neuscholastische Ausbildung und war daher geprägt von der Grundvorstellung, dass Dogmen irreformabiles (unveränderlich, unwandelbar) sind und bleiben. Andererseits wusste er als Historiker um geschehene Wandlungen und als Seelsorger um die Notwendigkeit der Verständlichkeit und glaubenden Annahme. Er setzte in dieser in der geltenden kirchlichen Sicht unlösbaren Schwierigkeit auf die Leitung durch den Heiligen Geist.

In der Weltkirche reagierte man mit Ausnahmen meist positiv, setzte aber bald viel zu hohe und umfangreiche Erwartungen in das Konzil.

Das II. Vat. – Von der ersten Vorbereitungen bis zur Eröffnung

Seit dem Vat. I waren immerhin 90 Jahre vergangen.

Ein solches nun zu erwartendes Großereignis hatte es in der gesamten Geschichte der Kirche noch nie gegeben. Inzwischen war aus der ausschließlich von Europäern geführten Kirche wenigstens zu einem größeren Teil eine Weltkirche geworden.

Statt der 800 stimmberechtigten Konzilsväter beim Vat. I gab es nun 2.750 und weil dazu alle ihre Sekretäre und beratenden Theologen brauchten, war mit etwa 10.000 teilnehmenden Personen zu rechnen. All diese waren in passenden Quartieren unterzubringen. Um sie zu den Sitzungen und wieder ins Quartier zu bringen musste man 100 Busse anmieten.

Es gab keinen Raum, der für eine solche Versammlung groß genug gewesen wäre. So baute man in die Peterskirche Tribünen ein.

Weil dies viel zu lange Wege zum Rednerpult und damit einen zu großen Zeitaufwand erfordert hätte, wurden bei jedem Sitzblock Mikrofone installiert. Nach Ohrenzeugenberichten hat die Lautsprecheranlage ausgezeichnet funktioniert.

Weil man nicht ununterbrochen anstrengend geistig arbeiten kann, richtete man in einem Nebenraum des rechten Seitenschiffes auch eine Erfrischungstheke ein – die bald sprichwörtliche „Bar Jona“ – ein Wortspiel mit Mt 16,17, wo Jesus den Petrus mit „Simon Bar Jona“ (Simon, Sohn des Johannes) anspricht. Aus dem Bar (Sohn) wurde dann die Bar. In

dieser haben sich von Anfang an konzilsbestimmende Gespräche angespielt.

Die logistischen Herausforderungen waren jedenfalls enorm – und dabei meinte man, dass man das Konzil nach etwa zwei Monaten abschließen könne. Ein Plan B für den Fall, dass dies nicht möglich sein sollte, wurde nicht einmal angedacht.

Die Thematische Arbeit in den Vorbereitungskommissionen

Am 17.5.1959 bildete Johannes XXIII. die **Commissio antepreparatoria, die Vor-Vorbereitungskommission.**

Deren Vorsitzender, Kardinal Tardini, forderte die Bischöfe, Ordensoberen, sowie die kath. Universitäten und Fakultäten auf, Vorschläge für das Beratungsprogramm des Konzils einzureichen.

Es gingen 2.821 **Postulate** ein.

Von der Vor-Vorbereitungskommission wurden sie gesichtet, geordnet und dann an die kurialen Behörden weitergereicht. Diese konnten ihrerseits **Proposita (Vorschläge)** machen und **Monita (Anregungen)** abgeben. Das dauerte alles in allem etwa ein Jahr.

Am 5.6.1960 eröffnete Johannes XXIII. im Motuproprio (ein aus eigenem Antrieb des Papstes herausgegebenes gesetzgebendes Dokument) „Superno Dei nutu“ die nähere Vorbereitung des nun erstmals so genannten „Zweiten Vatikanischen Konzils“.

Es werden **10 Commissiones praeparatoriae (Vorbereitungskommissionen)** gebildet.

Davon waren 9 organisatorisch und dem Thema nach an die bestehenden kurialen Behörden angelehnt, ihre Leiter waren die Präfekten der jeweiligen kurialen Behörden.

Die 10. Kommission war ab dem 16.6. die **Zentralkommission**, die schließlich 102 Mitglieder und 29 Berater umfasste.

Weil auch die 9 Einzelkommissionen ständig erweitert wurden, gab es in ihnen Ende 1961 nicht weniger als 827 beschäftigte Personen, wovon 2/3 Europäer waren.

Im Unterschied zu früheren Konzilien arbeiteten bereits in den Vorbereitungskommissionen Theologen, Bischöfe und Ordensoberen zusammen. Das erwies sich als Vorteil, denn so konnten sich künftige Konzilsväter für die eigentlichen

Kommissionen die nötigen Sachkenntnisse aneignen und sich profilieren.

Es gab allerdings nicht nur Vorteile. *Otto Hermann Pesch* bemerkt zur anderen Seite der Medaille: „*Als eindeutiger Nachteil erwies sich der andere Unterschied: die Anbindung an die Behörden der Kurie. Das unterwarf die Vorbereitungsarbeit dem starken Einfluss der Kurialbeamten, also derer, denen das Konzil gar nicht willkommen war und die unter dem durch viele Indizien erhärteten Verdacht standen, das Konzil verzögern oder womöglich nach dem in absehbarer Zeit zu erwartenden Tod des Papstes ganz verhindern zu wollen. Der Start der Vorbereitungsarbeit ließ also zunächst nichts Gutes erwarten – und umgekehrt haben die Männer der Kurie diese Dominanz auch ungehemmt ausgenützt.* (Seite 67)

Das Vorgehen Johannes XXIII. war der Grund dafür, dass sich der Mythos bildete, er habe das Scheitern der kurialen Vorbereitungen vorhergesehen, aber aus Bauernschläue mit der Anbindung an die Kurie einen genialen Schachzug gemacht.

Die Wirklichkeit sah anders aus. Ich habe bereits darauf hingewiesen, dass Johannes XXIII. absolut kein Progressiver, sondern durch und durch dem konservativen Denken verhaftet war. Darum verfolgte er auch das Entstehen der „Schemata“ mit größter Aufmerksamkeit und Sympathie. Er drückte zuweilen sogar überschwänglich seine Zufriedenheit mit der Arbeit der Vorbereitungskommissionen aus.

Otto Hermann Pesch vermerkt dazu: „*Dies erklärt auch, warum der Papst noch zu Beginn des Konzils überzeugt war, dieses in nur einer Sitzungsperiode zum Abschluss bringen zu können. Deshalb wurden auch keinerlei Pläne gemacht, in welcher Reihenfolge die Arbeit an den geplanten Dokumenten des Konzils auf mehrere Sitzungsperioden verteilt werden sollten – man erwartete nicht, dass sie nötig sein würden.*“ (Seite 67f)

Das „Johannes-Paradox“

Es gibt eine Reihe von Widersprüchen im Verhalten des Papstes.

Dazu gehört die Errichtung des Einheitssekretariates als eine seiner wichtigsten

Personalentscheidungen mit der Berufung des Jesuiten Augustin Bea als dessen Leiter.

Johannes XXIII. sah offensichtlich, dass er bei seinen kurialen Beamten hinsichtlich der Ökumene, eines seiner wichtigen Anliegen, kaum eine Unterstützung finden werde, weil diese als Italiener keinen Blick für die nicht-katholischen Kirchen hatten. Das Einheitssekretariat stand als bloßes Sekretariat zwar unter den „Kongregationen“, aber Johannes XXIII. versah es mit eigenen Kompetenzen, band es an keine kuriale Behörde und ermöglichte ihm so uneingeschränkte Arbeitsfreiheit.

Der Papst gab damit deutlich zu erkennen, dass die nicht-römischen Kirchen nach Möglichkeit Gesprächspartner beim Konzil werden sollten.

Otto Herman Pesch vermerkt dazu: „Die Ernennung Beas erwies sich als wahrhaft erleuchtete Wahl. Bea suchte sich an den Universitäten und Seminaren Fachleute für ökumenische Fragen aus der ganzen Welt. Da nach Lage der Dinge wenig Italiener unter ihnen waren, sprach man im Einheitssekretariat bald mehr Deutsch, Englisch und Französisch als Italienisch. Zum Unmut vieler an der Kurie wurde das Einheitssekretariat zum Einfallstor für die „Fremden“, die man bislang aus den Vorbereitungskommissionen noch einigermaßen hatte fernhalten können. Und nicht nur die. Das Einheitssekretariat hatte ja die Aufgabe, den persönlichen und sachlichen Kontakt mit den nicht-katholischen Kirchen und deren Repräsentanten zu halten. Das gelang der überaus gewandten und liebenswürdigen Persönlichkeit Beas so vorzüglich, dass bald die Nicht-Katholiken im Einheitssekretariat ein und aus gingen.“ (Seite 69)

Noch etwas entschied sich damit: Johannes XXIII. konnte auf diese Weise das von ihm gewollte Konzil bekommen. Bea führte dabei den Papst selbst konsequent zur Ökumene.

Aber wie ist dann zu verstehen, dass Johannes XXIII. mit den gar nicht in diese Richtung gehenden Vorlagen vollauf zufrieden war?

In diesem Widerspruch blieb allerdings eines ganz klar erhalten, wie *Otto Herman Pesch* bemerkt: „Nicht eine Minute war daran zu zweifeln, dass Johannes die Freiheit der Rede auf dem Konzil schützen würde. Er war bereit,

sich von dem überraschen zu lassen, woran er noch nie gedacht hatte.“ (Seite 69)

Ich denke, dass diese Achtung vor der Freiheit und die Offenheit für Überraschendes und noch nie Angedachtes das Konzil erst zu dem werden ließ, was es schließlich wurde, denn dadurch war es möglich, als unveränderbar Geltendes aufzubrechen und Unbewegliches in Bewegung zu bringen.

Die Erarbeitung der Schemata, der Beratungs- und Beschlussvorlagen

Wer die Vorlage erarbeitet, ist gegenüber den Debattenrednern in der Vorhand, denn er ist der Agierende, die anderen sind die Reagierenden.

Weil die Ersteller der Vorlagen zum überwiegenden Teil zu den bestimmenden Vertretern der Kurie gehörten, war von vornherein klar, in welchem Geist sie abgefasst wurden.

Die Kommissionen suchten die Sicht zu vermitteln, dass es sich um das bestvorbereitete Konzil aller Zeiten handeln werde, Beobachter von außen stellten aber fest, dass sich auf diese Weise kaum Neues entwickeln lassen werde. Bei ihnen machte sich seit Herbst 1960 zunehmende Enttäuschung breit, denn die Schemata waren bloß eine Erinnerung an die geltende römische Linie in Theologie und Praxis.

Sollte sich das Konzil ähnlich entwickeln wie die in einem haarsträubend kleinlichen und engstirnigen Geist verlaufene römische Diözesansynode, wäre dies eine Katastrophe für die Weltkirche. Der Papst war zwar von dieser Synode zutiefst enttäuscht, stellte ihre Beschlüsse aber nicht infrage und verteidigte sie sogar in der Öffentlichkeit. Würde er dies auch beim Konzil so halten?

Dass es schließlich dennoch ganz anders kam, verdankt das Konzil einigen Konzilsvätern, die nicht mitspielten.

Die 2.821 Postulate bedeuteten einen riesigen Berg an Material.

Aus diesem Berg gestalteten die Kommissionen insgesamt 69 Vorlagen. Wie aber sollten die Konzilsväter diese Unmenge an Texten erst einmal grundlegend erfassen,

dann auch gründlich diskutieren und sie schließlich zielführend formulieren?

Hier begegnen wir wieder der Widersprüchlichkeit Johannes XXIII. Er war voll zufrieden mit den Vorlagen, die keineswegs Neues ermöglichten, wollte aber ein Aggiornamento und rechnete gleichzeitig mit einer kurzen Dauer des Konzils, weil er von einer raschen Zustimmung der Konzilsväter zu den Vorlagen überzeugt war.

Nachtäglich kann man von einem Glücksfall sprechen, dass die Vorlagen so einseitig und eng ausgefallen waren, denn dadurch war das Konzil genötigt, sich gründlich mit dem tatsächlichen Stand der Kirche und der Welt auseinanderzusetzen.

Man hatte die Vorlagen erst einmal geheim gehalten, aber wie es eben so ist, kam so manches vorzeitig ans Licht.

Die prüfende Zentralkommission wurde zu einem „Konzil vor dem Konzil“, denn in dieser waren bereits Vertreter aus der Weltkirche. Diese waren der Überzeugung, dass sich das Konzil unbedingt mit den akuten Problemen der Gegenwart befassen müsse. So betonte Kardinal Frings von Köln im November 1961, dass die Kirche im wahren Sinn universal werden müsse. Erzbischof Jagger von Paderborn forderte ein tieferes ökumenisches Verständnis. Auf ihn geht auch die Anregung für die Errichtung des Einheitssekretariates zurück.

Es gilt, was *Otto Hermann Pesch* dazu feststellt: *„Mit all dem war klar: Der kuriale Kurs würde, wie schon in der Zentralkommission, so auch auf dem Konzil auf scharfen Gegenwind stoßen. Die, die beanspruchten, die Weltkirche zu repräsentieren und daher zu leiten, würden zu hören gezwungen sein, was die Weltkirche wirklich denkt. Und so ist denn kaum ein Schema, das die Vorbereitungskommissionen erarbeitet haben, auch nur zur Grundlage der Beratung auf dem Konzil geworden. .. Kurzum, es war eine frustrierende Erfahrung für diejenigen, die immerhin ehrlich und intensiv jahrelang gearbeitet hatten. Die Arbeit war dennoch nicht umsonst – aber im dialektischen Sinne: Es wurde eine umfassende Materialsammlung darüber, wie man es **nicht** (mehr) machen durfte. An **diese** Vorarbeit anzuknüpfen lohnte*

denn doch für die Väter die Reise nach Rom.“ (Seite 71)

Gerade diese Vorlagen waren schließlich die Herausforderung zu einem Sprung nach vorn.

Ein kurzer Blick in die Geschäftsordnung des Konzils

Eingeladen waren die Konzilsväter, aus den unierten Kirchen amtliche Beobachter (durch das Einheitssekretariat) und Periti (Sachverständige), darunter auch Laien. Ab der 2. Sitzungsperiode Auditores (Hörer ohne Erlaubnis zur Wortmeldung) und ab der 3. Sitzungsperiode auch Frauen als Auditores. Es gab insgesamt 4 Sitzungsperioden.

Aus den allein vom Papst eigesetzten Vorbereitungskommissionen wurden zu Beginn des Konzils genau entsprechende Konzilskommissionen, die zu zwei Drittel aus gewählten und zu einem Drittel aus vom Papst ernannten Mitgliedern bestanden und insgesamt 24 Mitglieder hatten. Den Vorsitzenden ernannte der Papst.

Diese Konzilskommissionen hatten die in der Debatte geforderten Änderungen (Modi) einzuarbeiten, neue Textentwürfe zu erstellen bzw. ganz neue Texte zu entwerfen.

Die Verhandlungsleitung lag anfangs bei einem vom Papst ernannten Präsidium von 10 Kardinälen.

Weil sich dies als zu schwerfällig erwies, gab es ab der 2. Sitzungsperiode 12 Mitglieder, aber die Leitung besorgten jeweils 4 Moderatoren (u.a. Kardinal Döpfner von München und Kardinal Alfrink von Utrecht). Moderatoren und Präsidium bildeten fortan den Präsidialrat, der die vorlagereifen Texte der Generalkongregation (= Versammlung aller Konzilsväter zu Beratung und Diskussion) vorlegte.

Bei einer so großen Menge an Teilnehmern waren strikte Regelungen für Wortmeldungen nötig: Redner mussten sich vorher schriftlich beim Präsidium melden, spontane Fragestellungen oder Antworten waren nicht möglich. Daraus ergab sich die Schwierigkeit, dass zu einem aktuellen Anlass erst viel später eine Reaktion erfolgen konnte.

Die Redezeit war für alle zuerst auf 10, später auf 8 Minuten beschränkt.

Dabei ging es gelegentlich recht menschlich zu, wie *Otto Hermann Pesch* erwähnt: „*Es gab gleich am Anfang des Konzils den spektakulären Fall, dass Kardinal Ottaviani, Vorsitzender der Theologischen Kommission, die Redezeit überschritt. Der Moderator Kardinal Alfrink erinnere ihn an das Ende der Redezeit. Ottaviani redete ungerührt weiter. Als er nach 17 Minuten immer noch nicht geendet hatte, schaltete Kardinal Alfrink das Mikrophon ab. Ottaviani redete weiter, bis er merkte, dass niemand ihn mehr verstand. Die Väter klatschten Beifall für Kardinal Alfrink. Ottaviani ging mit hochrotem Kopf zu seinem Sitz zurück, erhob sich schließlich, verließ die Konzilsaula und kam zwei Wochen nicht wieder.*“ (Seite 73f)

Die offizielle Konzilssprache war Latein. Für so manche Konzilsväter war dies nicht gerade einfach, komplizierte theologische Sachverhalte etc. einwandfrei zu formulieren.

Die Konzilsväter konnten schriftliche Interventionen verfassen und den Kommissionen übergeben.

50 Konzilsväter konnten beim Moderator einen neuen Entwurf vorlegen.

Der Moderator konnte mit einfacher Mehrheit das Ende einer Debatte beschließen lassen.

Es liegt auf der Hand, dass es bei einer so großen und unterschiedlichen Versammlung

zu unversöhnlichen Meinungsverschiedenheiten und damit zu Kampfabstimmungen mit all ihren für die Einheit gefährlichen Folgen kommen kann. Um diese von vornherein zu vermeiden, mussten Annahmen und Ablehnungen der Vorlagen zuerst mit 2/3-Mehrheit beschlossen werden. Weil dies in der Praxis nicht durchführbar war, genügte später für die Ablehnung die einfache Mehrheit.

Ein unlogischer und störender Vorgang bei den Abstimmungen wurde eigenartigerweise nie korrigiert: Abstimmungen über Einzelvorlagen konnten nur mit Ja oder Nein erfolgen, über das Ganze aber mit Ja, Nein und Ja mit Vorbehalt. So wusste man aber dann nicht, welchen einzelnen Aussagen im Ganzen das Ja mit Vorbehalt gilt.

Man war intensiv darum bemüht, die Texte so zu verfassen, dass möglichst viele Ansichten darin Platz fanden und eine möglichst große Zahl der Konzilsväter zustimmen konnte. So wurde es möglich, schließlich alle Endergebnisse mit überwältigender uneingeschränkter Mehrheit zu verabschieden. Dass diese Kompromisse nicht nur die Einheit retteten, sondern sie nach dem Konzil gefährdeten, zeigen die einander teils mehr oder weniger widersprechenden Auslegungen der Texte durch die verschiedenen Richtungen in der Kirche.

Das Abenteuer kann beginnen – die Eröffnung des II. Vatikanischen Konzils

Der 11. Oktober 1962 wird ein Eckdatum der Kirchengeschichte bleiben.

Schon der Einzug ließ alles Bisherige bei Konzilien Gewohnte weit hinter sich und war reich an vielsagenden Gesten, die neue Sichtweisen erkennen ließen.

Otto Hermann Pesch gibt eine kurze eindrucksvolle Schilderung: „*2450 stimmberechtigte Mitglieder, in Bischofstracht mit Mitra beziehungsweise der entsprechenden Kopfbedeckung, zogen in St. Peter ein. Der Papst traf sich mit den Bischöfen in der so genannten Benediktionsaula des Vatikans und ging zu Fuß mit ihnen auf den Petersplatz. Er*

trug – die Geste wurde sogleich verstanden – nicht die Tiara, sondern die Mitra: Er wollte als Bischof von Rom und „Kollege“ der Brüder im Bischofsamt das Konzil eröffnen. Erst auf dem Petersplatz, auf dem Weg zum Portal, ließ er sich auf der Sedia gestatoria tragen, aus dem erklärten Grund, damit die Tausende, die sich auf dem Petersplatz versammelt hatten, ihn sehen konnten, und wer in solch einer Menge gestanden ist ohne einen Platz in der ersten Reihe, wird das begrüßen. Am Portal stieg der Papst wieder von der Sedia herunter und ging zu Fuß mit den Bischöfen zu seinem Platz, dem Papstthron hinter dem Altar – mit dem Gesicht

zum Volk, wie in St. Peter schon immer die Eucharistie gefeiert wurde.“ (Seite 75)

Zeichen sind oft aussagekräftiger und wichtiger als noch so gut gemeinte Erklärungen. Der neue Papst Franziskus hat uns dies gleich in den ersten Tagen nach seiner Wahl beeindruckend erleben lassen. Auch er trat als Bischof von Rom auf und signalisierte damit deutlich eine Sichtweise seiner Aufgabe, die neue Wege eröffnen kann.

Nach dem Einzug der Konzilsväter begann der offizielle bereits seit dem Konzil von Vienne (1312) festliegende Eröffnungsritus. Dabei wurde das Evangelium erstmals nicht nur in lateinischer, griechischer und altslawischer, sondern auch in arabischer Sprache gesungen. Das Evangelienbuch wurde vor dem Präsidententisch auf dem eigens errichteten „Konzilsaltar“ „intronisiert“. Das war auch bisher üblich, sollte aber bei diesem Konzil zum Anstoß einer ganz neuen Sichtweise der Stellung des Wortes Gottes in der r. k. Kirche verhelfen.

Staunen erregte die Eröffnungsansprache Johannes XXIII. Sie wurde nicht von einem Redenschreiber verfasst, sondern ganz bewusst allein von ihm selbst. Er bemerkte dazu „... vom ersten bis zum letzten Wort von mir...“ und hielt sie auf Italienisch. Seine Worte ließen nichts an Deutlichkeit vermissen. Bezeichnend ist allerdings auch, dass die offizielle lateinische Ausgabe in nicht wenigen Punkten bedeutsame Abschwächungen des italienischen Textes vornimmt. Es ist also nicht einmal ein Papst davor sicher, dass sein Beamtenapparat seine Aussagen „verbessert“, wie das bereits übereifrige urchristliche Prediger mit so manchen Gleichnissen Jesu gemacht haben, sodass wir heute Geschichten in den Evangelien vorfinden, die Jesus kaum wortwörtlich so erzählt hat.

Otto Hermann Pesch bemerkt zur Eröffnungsansprache: „Zur Stunde Johannes

XXIII. wurde die Eröffnung durch die Predigt des Papstes. Sie ist wiederum ein Schulbeispiel, für das einen Mann des Apparates konsternierende (= betroffen machende) Vertrauen auf die Führung des Heiligen Geistes auf dem ganz unübersehbaren Weg des Konzils, für die hemmungslose Inanspruchnahme seiner Kompetenz, seinen Willen zum Konzil auch durchzusetzen, und für die trotz aller Freundlichkeit beißende Kritik an denen, die nichts unversucht gelassen hatten, das Konzil zu verhindern bzw., als es nicht mehr zu verhindern war, es von vornherein auf die Linie ihrer vorgefassten Ansichten einzuschwören.“ (Seite 75f)

Hier begegnen wir wiederum dem schon erwähnten Paradox, den Widersprüchen Johannes XXIII. Er vertraute die Vorbereitung des Konzils ausgerechnet jenen an, von denen er doch wusste, welche Einstellung sie hatten und dass diese nicht in die Richtung seiner Vision eines Aggiornamentos ging. Er war mit ihrer recht einseitigen Arbeit in den 69 Vorlagen voll und ganz zufrieden. Andererseits passte ihm ihre negative Sicht der Welt überhaupt nicht und er kritisierte sie ausdrücklich scharf in seiner Eröffnungspredigt.

Er vertraute voll auf die Führung durch den Heiligen Geist, übergab die Arbeit aber in die Hände von Leuten, von denen doch bekannt war, dass offensichtlich nur wenige von ihnen dafür offen waren, sondern eher Angst davor hatten.

Er erschien als „Papa buono“, der gute, gütige Papst, gebrauchte aber seine Amtsmacht ohne Einschränkung, um das Konzil in seinem Sinn auf Fahrt zu bringen. Als es dann so weit war, zog er sich zurück, verfolgte die Debatten nur über den Fernsehschirm und ließ den Konzilsvätern volle Redefreiheit – wiederum im Vertrauen auf die Führung durch den Heiligen Geist. Dass es dem Heiligen Geist und auch den aufgeschlossenen Männern unter den Konzilsvätern nicht an Arbeit mangeln werde, sollte sich gleich zwei Tage nach der Eröffnung bei der ersten Arbeitssitzung am 13. 10. 1962 zeigen....

Die Perspektive des Schülers übernehmen

In einem Artikel in der *O.Ö. Nachrichten* (10.11.2012) war bezüglich eines Buches des

Psychologen Prof. Rainer Bösel zu lesen: „Aufgrund neuer Erkenntnisse und Methoden

der Hirnforschung plädiert der Wissenschaftler dafür, vermehrt pädagogische Prozesse zu erforschen. Einer der Ansätze lautet, „dass der Lehrer die Perspektive des Schülers übernimmt und sich so verhält, dass er selbst gerne sein eigenen Schüler wäre“. Faszinierend.“

Vielleicht hast Du an Dir selbst bereits beobachtet, dass Du viel mehr könntest als Du kannst.

In uns liegen Fähigkeiten und Möglichkeiten, die wir zum großen Teil während unseres ganzen Lebens gar nicht wahrnehmen, oder wenn wir sie wahrnehmen, nicht ernst nehmen und mit ihnen nichts tun.

Wozu sind wir damit ausgestattet, wenn wir diesen Schatz unbeachtet oder interesselos liegen lassen?

Vielleicht hast Du darüber hinaus festgestellt, dass wir alle unsere eigene Lebensgeschichte mit einer Fülle von Erfahrungen als ein unerschöpfliches Reservoir für kreatives Lernen hätten.

Wozu haben wir sie gemacht, wenn wir sie dann nicht nützen, um durch Lernen weiterzukommen?

Zwei Zitate könnten uns in diesem Zusammenhang behilflich sein. Die sie gesprochen haben, sind mir unbekannt, aber ihre Aussage ist bedenkenswert.

Eines stammt von *Zhuangzi*: „Niemand ist weiter von der Wahrheit entfernt als derjenige, der alle Antworten weiß.“

Wahrheit kann man nicht besitzen, man kann sie auch nicht in aller Tiefe und Weite zu 100% sicher wissen, man kann sich ihr nur in Etappen annähern. Dazu ist allerdings Demut erforderlich.

Annähern heißt aber nichts anderes, als dass man ein ständig Lernender bleiben muss.

Man muss tatsächlich immer wieder die Perspektive des Schülers übernehmen, um tiefer einzudringen, Zusammenhänge zu erfassen, mehr Weite zu gewinnen.

Wer meint, bereits alle Antworten zu wissen, weiß im Grunde genommen sehr wenig, er lebt bloß in einer sehr beschränkten Einbildung.

Demagogen, Ideologen, Populisten und dergleichen Leute wissen bekanntlich immer gleich die scheinbar passende Antwort auf Fragen. Es zahlt sich aber aus, sich genau

anzusehen, wie sie zu diesen Antworten gekommen sind und wie weit diese der Wirklichkeit und Wahrheit entsprechen.

Es wäre nicht nur für Dich und mich und jeden von uns wichtig, uns vom eingebildeten und überheblichen Wissen von zu viel Antworten zu verabschieden und uns bescheiden – bildlich gesprochen – wieder als Lernende auf die Schulbank zu setzen.

Das heißt auch, dass wir zuerst einmal unsere eigenen Erfahrungen wachrufen und uns vorstellen, wie wir in einer ähnlichen Lage gedacht, gefühlt, entschieden und uns verhalten hätten. Und dass wir uns dann in andere hineinversetzen und zu erkennen suchen, wie es denen tatsächlich geht, bevor wir den Mund aufmachen und mit unseren „Weisheiten“ anderen bloß das Gefühl vermitteln, dass wir sie weder wahrgenommen noch ernst genommen noch verstanden haben. Wie oft gehen doch Belehrungen daneben, weil es letztlich um etwas ganz anderes geht, als oberflächlich angenommen wird, und sind Ratschläge, auch gut gemeinte, eher Schläge als heilende Berührungen.

Die Übernahme der Perspektive des Schülers wäre auch ganz entscheidend für die Kirche, wenn sie erreichen will, dass die Menschen in der Welt von heute wieder auf sie hören und ihre Aussagen als hilfreich für das Leben auch ernst nehmen.

Es fällt mir da immer wieder Bischof *Reinhold Stecher* ein, der so ein zu ständigem Lernen bereiter Mensch war. Er nahm sich zu den Kleinen in der Volksschule immer einen Notizblock mit. Er war davon überzeugt, dass er von ihnen vieles lernen könne. „Die Kleinen sind die besten Theologen“, sagte er.

Dass er bei den Menschen angekommen ist, dass sie sich von ihm wahrgenommen, ernst genommen und verstanden erlebt haben, dass er auch als Bischof von ihnen gehört wurde, wurde darin grundgelegt, dass er zeitlebens ein Fragender und mit Aufmerksamkeit Lernender geblieben ist.

In seinem letzten Buch „*Spätlese*“ schildert er in einem eigenen Kapitel „*Ich bin bei Kindern in die Schule gegangen*“ einige Erlebnisse.

Das Kapitel beginnt so: „*An sich geht man davon aus, dass für die Ausbildung eines*

Seelsorgers sechs Jahre Philosophie und Theologie, mit vielen Vorlesungen und Seminaren, durchgeackerten Büchern, überstandenen Prüfungen und Rigorosen, mit einem Schnuppern im wissenschaftlichen Arbeiten und dem Empfang eines Diploms Genüge getan sei. Der akademische Abschluss reicht nicht. Das Leben hält noch viele Lehrgänge bereit, vor denen man sich nicht drücken darf. So zum Beispiel muss man bei Kindern in die Schule gehen. Sie lesen richtig: Die Kinder mussten nicht nur bei mir, ich musste bei den Kindern lernen. Für einen zölibatären Menschen scheint mir diese Lehrzeit bei Kindern besonders wichtig zu sein.“ (Seite 59)

Bischof Stecher freut sich, dass er als Bischof mit so vielen Kindern Kontakt haben, ihnen etwas beibringen, aber auch von ihnen lernen durfte.

Ich sehe es als eines der besonderen Geschenke Gottes an, dass ich als Seelsorger insgesamt 17 Jahre lang nacheinander in einem Haushalt mit drei jungen Familien leben durfte. Dabei haben die Kinder mir sicher mindestens eben so viel beigebracht wie ich ihnen.

Ein weiteres Zitat stammt von *Robert Louis Stevenson*: „Im Leben geht es nicht darum, gute Karten zu haben, sondern auch mit einem schlechten Blatt gut zu spielen.“

Nur für eine Minderheit liegen die guten Karten bereits bei der Geburt bereit, für die Mehrheit durchaus nicht. Natürlich darf man sich darüber freuen, von Anfang an gute Karten zu haben oder sie nach und nach durch glückliche Umstände zu bekommen.

Entscheidend wird aber tatsächlich sein, auch mit einem schlechten Blatt gut zu spielen.

Mein Vater hat mit mir gerne Karten gespielt. Wenn ich ein besonders miserables Blatt hatte, die Karten zusammenwarf und meinte, dass es sinnlos wäre damit zu spielen, schüttelte er den Kopf und sagte: „Franz, das sollte man nie machen, denn wer die Karten zusammenwirft, hat sicher verspielt. Wer auch mit schlechten Karten das Spiel wagt, hat immer noch eine Chance, zumindest die, dass der Gegner einen Fehler macht und er schließlich doch noch gewinnt.“

Diese Einstellung hatte ihm das Leben beigebracht.

Außerdem geht es um viel mehr als bloß darum, dass man durch die Fehler der Gegner ein Spiel doch noch gewinnen kann.

Wer die Herausforderung annimmt, trotz schlechter Karten in das Spiel einsteigt und es bis zum Ende durchzieht, verspielt am Ende zwar meist das Spiel, aber er gewinnt in anderer Hinsicht auf vielfältige Weise.

Was da alles zu gewinnen ist, zähle ich Dir jetzt nicht auf, sondern ermutige Dich, kurz innezuhalten und selbst darüber nachzudenken. Du wirst rasch fündig werden.

Wenn ich selbst in meinem Leben zurückschaue, dann bin ich dankbar und freue ich mich einerseits über mir oft unverdient zugefallene gute Karten, mit denen sich leicht ein Spiel gewinnen und Erfolg einheimen ließ. Aber ebenso bin ich für die oft schlechten Karten dankbar, mit denen vordergründig nichts zu gewinnen war und die den Eindruck erweckten, es mache keinen Sinn mit ihnen zu spielen und jede Mühe sei ohnehin umsonst. Im direkten Sinn war auch oft alle Mühe umsonst, denn das Angepeilte, das Gelingen eines bestimmten Vorhabens, wurde nicht erreicht.

In manchem bin ich für sie sogar noch dankbarer, denn auf das Ganze des Lebens bezogen habe ich mit diesen eindeutig mehr gelernt als mit den guten.

So denke ich mir, wir sollten auch über die gegenwärtig meist schlechten gesellschaftlichen Karten für die Kirche nicht bloß klagen oder gar alles hinwerfen und das Spiel aufgeben.

Damit hätten wir endgültig verspielt – das Spiel an sich verspielt und noch dazu nichts dazugelernt.

Ein Blick zurück in der Kirchengeschichte zeigt uns, dass die Kirche oft noch viel schlimmer dran war, aber gerade dadurch vorwärts gekommen ist.

Das oft schlechte Blatt der modernen Gesellschaft nötigt uns zum umfassenden Lernen, zum Loslassen von nicht mehr Zielführendem, zum Erfinden und zum Wagnis neuer Strategien etc.

Neben der Gefahr, das Spiel wegen Aussichtlosigkeit zu beenden, gibt es im realen Leben noch eine weitere.

Irgendjemand hat mir einmal den folgenden Text gegeben, in dem diese Gefahr deutlich wird.

Der Friedensnobelpreisträger Elie Wiesel, der als Fünfzehnjähriger aus dem Konzentrationslager Buchenwald befreit wurde, erzählt eine Geschichte zu Sodom:

Einer von den gerechten Leuten geht nach Sodom.

Er ist fest entschlossen, die Leute aus dem drohenden Untergang zu retten. Er arbeitet Tag und Nacht, um auf die katastrophalen Folgen ihrer Habgier und Ungerechtigkeit, ihrer Falschheit und Gleichgültigkeit hinzuweisen.

Anfangs hört man ihm zu, später verlacht man ihn, bald schon kümmert man sich nicht einmal mehr um den einsamen Rufer.

Wie kann ein Einzelner schon Recht haben gegen eine auf sich selbst bezogene Mehrheit? Eines Tages spricht ihn ein Kind voller Mitleid mit ihm an. Es sagt: „Armer, fremder Mann, du schreist dich heiser. Sieht Du denn nicht, dass es hoffungslos ist?“

„Natürlich sehe ich das“, antwortet er.

Das Kind fragt zurück: „Und warum machst du trotzdem weiter?“

*„Das will ich dir sagen: Am Anfang dachte ich, ich könnte die Menschen ändern. Heute weiß ich, dass ich es nicht kann. Wenn ich aber immer noch gegen das Unrecht schreie, dann deshalb, weil ich verhindern will, dass die Menschen **mich** ändern!“*

Eine sehr weise Geschichte.

Man muss unbedingt auf dem richtigen Weg weitermachen, auch wenn man nicht angehört, ja sogar ausgelacht, ignoriert oder

ausgegrenzt wird. Man muss schon deshalb weitermachen, damit man beim Spiel nicht auf einmal die falschen Regeln der anderen übernimmt und ebenso falsch zu spielen beginnt wie sie, um mithalten zu können.

War das nicht einer der gravierendsten Fehler der Christen, vor dem bereits Paulus gewarnt hat?

„Gleicht euch nicht dieser Welt an, sondern wandelt euch und erneuert euer Denken, damit ihr prüfen und erkennen könnt, was der Wille Gottes ist: was ihm gefällt, was gut und vollkommen ist.“ (Röm 12,2)

Nur zu oft hat man, um nicht ständig daneben zu stehen oder ausgegrenzt zu werden, sondern mitspielen zu können, die Spielregeln dieser Welt übernommen und damit auch die eigene Veränderung eingeleitet ins Gegenteil dessen, wozu man berufen und gesandt gewesen wäre.

Die Kirchengeschichte wäre völlig anders verlaufen, hätte sich von den Päpsten abwärts wenigstens eine maßgebliche Minderheit konsequent so verhalten wie der Rufende in der Geschichte von Elie Wiesel.

Noch ist das Spiel im Gang, die Karten werden stets neu gemischt. Wir haben also noch nicht ausgelernt und wir sind noch nicht am Ende angelangt.

Von Don Bosco ist überliefert, dass man ihn gefragt habe, was er tun wolle, wenn ihm mitten im Fußballspiel mit seinen Jugendlichen gesagt würde, dass in 5 Minuten die Welt untergehe.

Er habe kurz und bündig geantwortet: „*Weiterspielen!*“

Gut, dann spielen auch wir mit Zuversicht weiter – selbst mit einem schlechten Blatt und auch noch 5 Minuten vor dem endgültigen Schlusspfiff!

Muss man sich denn auch alles von sich gefallen lassen?

In der Wochenzeitung „Die Furche“ vom 26.7.2012 war ein interessanter Artikel „Am Berg bist du ein Zwerg“ zum Gedenken an die Erstbesteigung des Mont Blanc vor 225 Jahren am 3.8.1787.

Darin kam auch Viktor Frankl zu Wort, den man fragte, was ihn denn zum nicht ungefährlichen Bergsteigen und zum sicher

gefährlichen Klettern gebracht habe. Seine Antwort lautete: „*Offen gesagt die Angst davor; aber wie oft frage ich meine Patienten, wenn sie sich mit ihren Angstneurosen an mich wenden: Muss man sich denn auch alles von sich gefallen lassen? Kann man nicht stärker sein als die Angst?*“

Der Mensch ist am Berg ein Zwerg. Das stimmt. Er ist aber nicht nur am Berg ein Zwerg, auch wenn er sich gelegentlich noch so viel auf sich einbildet.

Es gibt im Leben so viele Situationen, in denen man sich nicht bloß wie ein machtloser Zwerg vorkommt, sondern überhaupt wie ein Nichts, völlig hilflos und bedeutungslos.

Nicht erst da, aber da besonders erfasst einen die lähmende Angst der Ohnmacht, des Ausgeliefertseins.

Dabei übersehen wir leicht, dass es erst diese Angst ist, die uns weismacht, dass es aus ist, obwohl es zwar nicht immer, aber doch oft noch gar nicht entdeckte oder genutzte Auswege gäbe.

Die Frage Viktor Frankls ist daher berechtigt. Muss man sich denn die eigene lähmende Angst überhaupt gefallen lassen? Muss man sich ihr tatenlos ergeben? Kann man in vielen Situationen nicht dennoch stärker sein als sie? Man muss sich tatsächlich nicht alles von der eigenen Angst gefallen lassen, man kann durchaus stärker sein als sie – nicht immer und überall, aber doch oft!

Die Geschichten von Menschen, die verunsichert oder blockiert von ihren Ängsten zu mir gekommen sind, denen ich ähnliche Fragen wie Viktor Frankl gestellt habe, ergäben wohl ein Buch – in beide Richtungen, in eine, die schließlich in die Überwindung der Ängste und in eine vorher nicht für möglich gehaltene Freiheit führte, und in eine andere, in der sich nichts änderte, in der die Ängste weiterhin mit diesem Menschen fertig wurden anstatt er mit ihnen.

An meinen Eltern konnte ich beide Richtungen beobachten.

Meinen Vater erlebte ich als einen Mann, der sich nie von Ängsten blockieren ließ und mit jeder Angst fertig wurde, und an meiner Mutter eine Frau, mit der umgekehrt lebenslang ihre Ängste fertig wurden, die bis vor ihren Tod von Ängsten bestimmt wurde und die offenbar erst unmittelbar vor ihrem Tod in eine innere Freiheit eintreten konnte, die sie im Leben trotz aller Bemühungen ihrer selbst, ihres Mannes und auch meiner Bemühungen nie geschafft hatte.

In einem anderen Artikel („Die Fragen des Friedens“ in „Die Furche“ vom 6.12.2012) zum Gedenken des 100. Geburtstages von Jean

Goss war der Grund für sein furchtloses Auftreten und Eintreten für Gerechtigkeit und Frieden zu lesen: „*Ich habe die Liebe Gottes entdeckt und ich habe mir gesagt: Das ist es! Und ich bin vorangeschritten, weil ich nicht anders konnte.*“

Seine Frau Hildegard zitiert in ihrem Buch ihren Mann: „*Man muss die Wahrheit aussprechen, das Unrecht anprangern, so wie Jesus es getan hat. Es gibt nur ein Mittel, die Gewissen aufzurütteln, das ist, die Wahrheit auszusprechen und sich zu weigern, am Unrecht mitzuwirken. Dieser Weg ist so mächtig wie die Atombombe. Er kann alle ungerechten Strukturen auf der ganzen Welt verwandeln. Er ist der Weg der Liebe und der Wahrheit Christi.*“

Jean Goss und seine Frau widerlegen durch ihr weltweites Engagement die Ausrede allzu vieler, dass man als Einzelner und gewöhnlich Sterblicher ohnehin nichts an den Zuständen ändern könne.

Doch, man kann!

Nicht jede und jeder kann im selben Umfang und mit derselben Tragweite, aber es gilt hier eindeutig die Überzeugung: „Du hast mehr Möglichkeiten, als du denkst, ganz zu schweigen von den Möglichkeiten Gottes mit dir!“

Auf dem Engagement von Jean Goss und seiner Frau beruht z.B. die bekannte „Rosenkranzrevolution“ 1986 auf den Philippinen. Seit 1984 hatten die beiden dort Schulen der Gewaltfreiheit organisiert. An mehreren Brennpunkten der Welt gelang es ihnen, Diktaturen mit friedlichen Mitteln zu beenden oder wenigstens Ansätze zu positiven Veränderungen zu bewirken. Befähigt hatte sie dazu das Lebensbeispiel Jesu, die Kraft seiner Botschaft und das Erfasstsein von der Liebe Gottes.

Es stimmt: Man muss sich weder an sich selbst noch in der Gesellschaft, seitens der Politik und Wirtschaft, in der Kirche noch sonst wo alles gefallen lassen.

Für Paulus war es einer seiner wichtigsten Botschaften: Wir sind zur Freiheit der Kinder Gottes berufen und nicht zu irgendeiner Form der Unterdrückung oder des Sich-unterdrücken-Lassens.

Wir brauchen heute dringender denn je gerade unter jenen, die sich als Christen bezeichnen, „Aufständische“ gegen jede Art der Unfreiheit und Ungerechtigkeit.

Dieser Aufstand beginnt fast immer mit dem Aufstand gegen den eigenen inneren Schweinehund, die eigene lähmende Angst, Feigheit und Bequemlichkeit.

Die zwei Seiten der einen Medaille

Nicht nur Fernstehende, sondern auch viele an der Kirche Interessierte, sogar zur kirchlichen Kerngemeinde Gehörende, können mit der herkömmlichen Kirchensprache nichts mehr anfangen, weil sie zu einem erheblichen Teil im Alltag so nicht mehr gesprochen und geschrieben und daher auch nicht mehr verstanden wird.

Die aus diesem Grund ständig von vielen erhobene Forderung, dass „die Kirche“ endlich in ihrer Lehre, Verkündigung und Liturgie die Sprache des modernen Menschen sprechen müsse, ist Dir wohl zur Genüge bekannt.

Wahrscheinlich hast Du sie selbst bereits geäußert, weil Du auch selbst mit der kirchlichen Amtssprache nicht zurechtkommst. Übrigens ergeht es mir nicht anders, obwohl mir der Umgang mit offiziellen Kirchentexten vertraut ist.

Die Kirchensprache betrifft auch die Übersetzung der Bibel.

Ich stehe bei jeder Predigt vor der Frage, wie etwa ein biblischer Text in den heutigen Sprachgebrauch und Sprachsinn zu übertragen ist, dass er einerseits originalgetreu bleibt, aber andererseits den Zuhörenden verständlich wird, sie sich außerdem mit dem Inhalt identifizieren und ihn im Alltag praktizieren können.

Dass ich Teilnehmende jeder Altersstufe, verschiedenen Bildungsgrades und auch verschiedenen Glaubensverständnisses vor mir habe, die beileibe nicht dieselben Worte verwenden oder sie mit demselben begrifflichen Inhalt verbinden, erschwert die Sache zusätzlich.

Es gab und gibt viele Versuche, dieser Herausforderung zu einer den Menschen verständlichen Sprache gerecht zu werden – etwa eine Bibelübersetzung, genau genommen nicht Übersetzung, sondern Neufassung in geschlechtergerechter Sprache. Als Übersetzung kann man nämlich nur die in mehrfacher Hinsicht möglichst genaue Über-

tragung eines vorliegenden Textes in eine andere Sprache bezeichnen.

Hier wurde aber nicht ein vorhandener Text als Ganzes original- und sinngetreu übersetzt, sondern in Teilen ein neuer Text mit neuen Inhalten geschaffen. Es steht also nun etwas im neuen Text, was man im Original so nicht findet, was die Verfasser des Originals so nie gedacht und geschrieben haben.

Der israelische Historiker *Shlomo Sand* hat in seinem Buch „*Die Erfindung des Landes Israel – Mythos und Wahrheit*“ (Seite 48) einen sehr beachtenswerten Hinweis gegeben: „*Da viele Begriffe, die wir heute verwenden, aus den Beständen der Sprachen des Altertums geplündert wurden, fällt es heute schwer, zwischen ihrem früheren emotionalen Gehalt und den heutigen Sensibilitäten zu unterscheiden. Die Gefahr des Anachronismus schwebt schließlich über jeder Begriffsprägung, sofern diese nicht von einem akribischen historiographischen Prüfungsverfahren begleitet wird.*“

Nur: wer verfügt dazu über das nötige Wissen und ist dazu stets imstande? Und wer nimmt sich, sollte er dazu imstande sein, dazu auch stets die Mühe?

Bei der Verheutigung stehen wir vor einem kaum lösbaeren Problem. Es trifft das zu, was Shlomo Sand aufzeigt, und es ändern sich zusätzlich heutzutage sowohl die Jahrhunderte lang unangefochten geltenden begrifflichen Inhalte als auch deren sprachlicher Ausdruck so schnell, dass vor wenigen Jahren noch allgemein Verständliches heute etwa unter Jugendlichen bereits wieder Schnee von gestern ist und man diese Ausdrücke extra erklären muss, um richtig verstanden zu werden. Wer etwa bei einem offenen Firmunterricht für 14-Jährige mitarbeitet, weiß darum.

Eines steht sicher fest: Die Kirche muss, wenn sie nicht immer mehr ins Abseits geraten will,

ihre Sprache in mehrfacher Weise verheutigen. Das ist aber viel leichter gesagt als getan.

Es ist nur die eine Voraussetzung für eine Begegnung mit der modernen Welt.

Ebenso wichtig ist andererseits die Bereitschaft dieser modernen Welt, sich überhaupt mit der Botschaft der Kirche zu beschäftigen und sie nicht von vornherein zu ignorieren oder direkt zu bekämpfen.

Edi Ploier ist vielleicht auch für Dich noch in Erinnerung. Er hat Maßgebliches für unsere Diözese geleistet u.a. durch seine Rednerschulungen. Dabei betonte er stets, für eine sinnvolle Rede müsse zuerst einmal gegeben sein, dass der Redner oder die Rednerin verständlich und verstehbar reden. Der sachliche Inhalt muss in geeigneter sprachlicher Form so dargeboten werden, dass er für die Zuhörenden verständlich ist, und die Rede muss akustisch ohne Anstrengung gut verstehbar sein.

Das ist eine Seite.

Es kommt aber maßgeblich auch auf die andere Seite an, auf die Einstellung derer, an die eine Rede oder ein Schreiben gerichtet ist.

Ein Blick auf Jesus oder Paulus zeigt in aller Deutlichkeit, dass stets beide Seiten gefordert sind.

Die Verkündigung einerseits muss so erfolgen, dass sie verständlich und verstehbar ist. Darum haben sich beide bemüht.

Für Jesus ist es ein Markenzeichen, dass er so anschaulich gesprochen hat, dass ihn auch die „nepioi“, die „Unmündigen“, also die ganz einfachen und ungebildeten Menschen verstehen konnten.

Die Angesprochenen müssen aber auch ansprechbar sein, sie müssen sich der Botschaft öffnen.

Die Evangelien, die Apostelgeschichte und die Paulusbriefe schildern uns in aller Deutlichkeit, dass bei vielen diese Bereitschaft und Offenheit nicht vorhanden war, dass sie sich von vornherein der Botschaft gegenüber verschlossen zeigten oder sie ablehnten, weil sie ihren Vorstellungen nicht entsprach.

Heute ist es nicht anders.

Die Gründe für die Unansprechbarkeit sind vielfältig.

Auffallend dabei ist, dass sie sich in den letzten Jahren nach und nach immer mehr nach unten verschoben hat, dass also bereits Kinder oft nicht mehr ansprechbar sind.

Wenn schon, dann nur oberflächlich für ein Event wie die Erstkommunion als Fest, aber nicht in der Tiefe als eine beginnende und den Alltag durchdringende persönliche Beziehung zu Jesus. Bereits am folgenden Sonntag ist es bereits wieder so wie vorher – 90% kamen zuvor nicht zur Eucharistiefeyer und kommen nachher ebenso wenig.

Eltern (meist nur die Mütter) kommen zwar zu den vorbereitenden Elternabenden und hören akustisch zu. Dass sie sich dabei auch innerlich ansprechen lassen, darf bei den meisten bezweifelt werden, denn sie verhalten sich nicht anders als die Kinder – sie waren vorher nie beim Sonntagsgottesdienst zu sehen und sind es nachher auch nicht.

Dass das Eingehen auf Forderungen keine positive Veränderung im Verhalten der Menschen bringen muss, zeigte sich in sehr enttäuschender Weise z.B. nach dem Konzil in der erneuerten Liturgie. Vorher war sie wegen der lateinischen Sprache weitgehend unverständlich.

Die Forderung nach Verständlichkeit war berechtigt und es war sicher richtig, dass die Kirche darauf einging.

Nun wurde der gesamte Gottesdienst in der Volkssprache gefeiert, aber die Teilnehmenden wurden nicht mehr, sondern blieben im Gegenteil nach und nach zunehmend weg.

Auf die jetzt in berechtigter Weise geforderte Verheutigung der kirchlichen Sprache einzugehen, ist sicher auch richtig. Es ist auch richtig, nicht mehr verstehbare Zeichen, Symbole und Riten durch neue zu ersetzen. Ebenso, dass man so manche lehramtlichen Festlegungen neu formuliert. Die Kirche wird dies tun müssen, wenn sie nicht im Museum landen will. Aber sich dabei gleichzeitig zu erwarten, dass dies automatisch auch die Ansprechbarkeit maßgeblich erhöhen werde, ist eine Illusion. Einerseits die Treue zur unveräußerlichen Tradition und andererseits deren Verheutigung sind unumgänglich nötig und sie werden auch gute Früchte bringen, aber es darf nicht vergessen werden, dass sie

nur die eine Seite darstellen und dass auch die höchsten Werte und das beste Vorgehen von der anderen Seite abgelehnt werden kann.

Es fällt mir dazu spontan Jesu Gleichnis vom reichen Prasser und dem armen Lazarus ein. Da hält Abraham dem im Feuer leidenden Prasser auf seine Bitte, er möge doch den Lazarus zu seinen ebenso wie er falsch lebenden Brüder schicken, um sie vor demselben Schicksal zu bewahren, entgegen: *„Wenn sie auf Mose und die Propheten nicht hören, werden sie sich auch nicht überzeugen lassen, wenn einer von den Toten aufersteht.“* (Lk 16,31)

So war es denn auch bei Jesus selbst, denn bei den meisten, die vorher für ihn und seine Botschaft unansprechbar waren, änderte auch seine Auferstehung nichts an ihrer Einstellung.

Ähnliches erlebte vor Jahren ein Pfarrer, in dessen Pfarre eine Frau in Lourdes auf wunderbare Weise von einer unheilbaren Krankheit geheilt wurde. Wir trafen uns zufällig, als er im Kurhaus Schärding eine Kur machte. Er erzählte mir, wie er mit dieser todkranken Frau nach Lourdes gefahren war und welche eine große Freude alle Teilnehmenden erfüllte, als sie die überraschende Heilung miterlebten. Beim Heimfahren sei er davon überzeugt gewesen, dass daheim in seiner Pfarre nun eine deutliche Hinwendung zum Glauben erfolgen werde, dass die Menschen sich bereitwillig der Botschaft Jesu öffnen und am kirchlichen Leben teilnehmen würden, konnten sie doch den Sinn des Glaubens, das Wirken Gottes und die wieder gesunde Frau mit eigenen Augen sehen!

Er schloss seinen Bericht sehr traurig und sein Gesichtsausdruck zeigte seine tiefe Enttäuschung: *„Aber als wir ankamen, wurde die Frau bloß mit Neugierde ausgefragt. Dann meinte man, dass sie da wirklich Glück gehabt habe – und dann ging man wieder zum gewohnten Leben über. Es änderte sich schließlich nichts.“*

Ich erinnere mich da auch immer wieder an den anglikanischen Pfarrer *Colin Urquhart*, der bei einem Seminar in Salzburg betonte: *„Es ist sinnlos, sich um jene zu bemühen, die selbst nicht wollen.“*

Lukas berichtet, dass Jesus über das verstockte Jerusalem geweint habe (Lk 19,41). Die Kirche „*Dominus flevit*“ am Ölberg, von der aus man einen einmaligen Blick auf die Stadt hat, erinnert daran.

Matthäus erzählt die Klage Jesu über die Ablehnung, die ihm besonders in Jerusalem entgegenschlug: *„Wie oft wollte ich deine Kinder um mich sammeln, so wie eine Henne ihre Küken unter ihre Flügel nimmt; aber ihr hat nicht gewollt.“* (Mt 23,37)

Bei vielen Bemühungen der Kirche ist es bisher nicht anders gelaufen und wird es auch in Zukunft nicht anders laufen.

Also von vornherein sich erst gar nicht bemühen und resignieren?

Das wäre mit Sicherheit der falsche Weg.

Es hat immer Menschen gegeben, die sich einer verstehbaren und verständlich vorgetragenen Botschaft geöffnet haben, und es wird sie auch immer wieder geben.

Wenn wir das uns Mögliche tun, bereiten wir nicht nur dem Möglichen einen Weg, sondern gar nicht so selten auch dem uns Unmöglichen. Schließlich hat Gottes Geist unübersehbar oft das Herz und den Verstand von Menschen aufgebrochen, bei denen eine Öffnung, Einsicht und Umkehr nicht zu erwarten gewesen wären – und nicht wenige von diesen verehren wir heute sogar als Heilige.

Ferdinand Schechtl vom ezs (Evangelisationszentrum Salzburg) hat in seinem Begleitbrief zur Programmaussendung vom Februar/März geschrieben: *„Vielleicht sollten wir mehr danach streben, ein **Segen** zu **sein**. Also nicht zu sehr von anderen etwas erwarten, sondern selbst aktiv werden und Positives in die Welt setzen.“*

*Ein **Segen** zu **sein** für die Kinder und Jugendlichen, für meine Mitmenschen, für die Umwelt, aber auch für mich selbst. Ein aktives Bemühen und Initiativwerden wird Sie in gleicher Weise glücklich und zufrieden machen, wie es auch zu einer guten, positiven und ermutigenden Gesellschaftsänderung führen wird. Der wesentlichste Punkt dabei ist wohl der, dass wir bei dieser Haltung Eigeninitiative, Verantwortung und Entschlossenheit übernehmen und stets bemüht sind, eine positive Sichtweise der Dinge und*

wohlwollende Handlungsansätze in den verschiedensten Lebenssituationen anzuwenden und zu erreichen.

Natürlich ist das nicht immer leicht, schließlich erleben wir ja beinahe täglich Ungerechtigkeit, Gewalt, Profitgier, Gleichgültigkeit und viele andere zerstörerische und menschenfeindliche Kräfte. Die Entscheidung aber, selbst ein Segen zu sein und segnend den Alltag leben zu wollen, verändert, heilt, macht glücklich und befreit! Vor allem mich selbst, aber auch meine Mitmenschen und die Gesellschaft.

Wir legen Ihnen diese Lebenseinstellung ans Herz, weil wir fest davon überzeugt sind, dass dies einer der wesentlichsten Punkte unserer Zeit ist, um eine gute Zukunft für alle zu ermöglichen. Eine Zukunft, in der nicht jede und jeder nur danach trachtet, stärker, schneller und reicher zu sein, sondern eine Zukunft, in der jede und jeder sich selbst liebt und annimmt und daraus resultierend auch die Nächste und den Nächsten so lieben und annehmen kann.“

In der Zeitschrift des Canisiuswerkes „miteinander“ (Nr 4/2013) berichtet der evangelische Pfarrer i.R. *Christian Führer* über das Entstehen, die Entwicklung und die Frucht der Friedensgebete in der Nikolaikirche in Leipzig von 1981 bis zur Wende 1989. Zum Schluss schreibt er: *„1989 war die wunderbare Frucht ununterbrochener wöchentlicher Friedensgebete herangereift. Am 9. Oktober, dem Tag der Entscheidung, wurde die Nikolaikirche im Verbund mit den anderen Innenstadtkirchen zum Ausgangspunkt der „Demonstration der 70.000“ und zum Kernpunkt der „Friedlichen Revolution“ überhaupt. Immer wieder hatte die Bergpredigt Jesu eine zentrale Rolle gespielt. Immer wieder, so auch an diesem Tag die Bitte: „Lasst die Gewaltlosigkeit nicht in der Kirche stecken, nehmt sie mit hinaus auf die Straßen und Plätze!“ Denn: Beten und Handeln, drinnen und draußen, Altar und Straße gehören zusammen!*

So nahm ein Vorgang seinen Lauf, den es noch nie in der deutschen Geschichte gegeben hatte: eine Revolution ohne Blutvergießen, eine friedliche Revolution, eine Revolution, die aus der Kirche kam. Ein Wunder biblischen Ausmaßes! Hilft beten? Die Frage hat bei uns

eine eindeutige und spezifische Antwort bekommen.“

Es ist nun einmal so: Wenn wir die eine Seite der Medaille, die unsere, so gestalten, dass wir auf diese Weise ein Segen sind, dann besteht am ehesten die Möglichkeit, dass sich auch auf der anderen Seite der Medaille etwas zu einer positiven Veränderung tut.

Das hat einst Johannes XXIII. dazu bewogen, sich für ein Aggiornamento, auf das Wagnis eines Konzils einzulassen, und das bewegt jetzt Franziskus zu neuen Ansätzen für eine Verheutigung der Kirche.

Für Unzählige in der Kirche war und ist dies der Weg, den sie in Stille oder im öffentlichen Engagement gegangen sind und gehen.

Ob die Saat aufgeht, ob sie Frucht bringt, hängt von vielen Einflüssen ab.

Was dadurch Gutes gewirkt wird, bleibt oft verborgen.

Gelegentlich haben mir nach Jahren Menschen, von denen ich gar nicht gemerkt hatte, wie meine gesprochenen oder geschriebenen Worte oder mein Verhalten auf sie gewirkt und was sie in ihnen bewirkt haben, dankend geschrieben, wie wichtig diese für sie waren und welche Entwicklungen sie in ihnen auslösten.

Oft scheint auch noch so entschlossenes Engagement völlig erfolglos zu bleiben, weil es einer festgefahrenen Ablehnung begegnet. Das intensive Gebet scheint ins Leere zu gehen und die Liebe nur noch verletzenderes Verhalten zu provozieren.

Oft erleben es jene, die sich so sehr bemühen, nicht mehr, welche positive Veränderungen schließlich doch noch daraus hervorgehen.

Das sollte uns keinesfalls entmutigen.

Wesentlich ist und bleibt, dass wir das uns Mögliche tun und im Vertrauen auf Gottes größere Möglichkeiten auch das uns Unmögliche versuchen.

Die Erkenntnis war und ist da – wann folgt die Umsetzung?

In der Zeitschrift „Kirche in“ (12/2012) wird ein beim und nach dem II. Vatikanischen Konzil bereits sehr bekannter Theologe zitiert, der im Jahr 1972 in seinem Buch „Das neue Volk Gottes“ (Seite 147) zum Thema der Revision von kirchlichen Lehrsätzen und der nötigen Verheutigung geschrieben hat: „Selbstgemachter und so schuldhafter Skandal ist es, wenn unter dem Vorwand, die Unabänderlichkeit des Glaubens zu schützen, nur die eigene Gestrigkeit verteidigt wird... Selbstgemachter und deshalb schuldhafter Skandal ist es auch, wenn unter dem Vorwand die Ganzheit der Wahrheit zu sichern Schulmeinungen verewigt werden, die sich einer Zeit als selbstverständlich aufgedrängt haben, aber längst der Revision und der Rückfrage auf die eigentliche Forderung des Ursprünglichen bedürfen. Wer die Geschichte der Kirche durchgeht, wird vieler solcher sekundärer Skandale finden – nicht jedes

tapfer festgehaltene ‚Non possumus‘ (wir können nicht) war ein Leiden für die unabänderlichen Grenzen der Wahrheit, so manches davon war nur Verrantheit in den Eigenwillen, der sich gerade dem Anruf Gottes widersetzte, der aus den Händen schlug, was man ohne seinen Willen in die Hand genommen hatte.“

Dass der spätere Papst Benedikt XVI. als junger Theologe Joseph Ratzinger solches geschrieben und wohl auch ernst gemeint hat, ist kaum zu glauben, es ist aber so.

Es bleibt bloß eine Spekulation, wie die Kirche heute aussähe, wenn er bei dieser Überzeugung geblieben wäre und sie auch als Chef der Glaubenskongregation und Papst konsequent fortgeführt hätte.

Bleibt die Hoffnung, dass sich sein Nachfolger Franziskus auf die Worte des jungen Theologen Joseph Ratzinger besinnt und sie nun in seiner Art umsetzt.

Wer Menschen zum Blühen bringen will, muss ihnen Freiheit geben zur Inspiration

Davon ist der amerikanische Pädagoge John Hunter überzeugt.

In einem Artikel in der Wochenzeitung „Die Furche“ (Nr. 35/2012) heißt es über ihn: „John Hunter hat viel über Unterricht nachgedacht. Er nennt seine Schüler Studenten und er spricht mit der größten Hochachtung von ihnen. Weise seien sie, viel weiser als er je sein werde. Und wenn sie selbst sprechen, die Ernstgenommenen, dann sprechen sie mit Eifer über sich und ihre Aufgaben – und über Mr. Hunter, der mit ihnen arbeitet.“

Er setzt die Probleme, die heute die Menschen bewegen, den Kindern (vergleichsweise bei uns 3./4. Volksschule) vor und sagt: „Versucht zu lösen, woran eure Eltern und Großeltern gescheitert sind!“ Und genau das tun die Kinder dann.

Sein *World-Peace-Game*, bei dem die Kinder ihre Ideen für die Lösung globaler Probleme einbringen können, ist inzwischen weltbekannt. Sie arbeiten dabei aus ihrer Inspiration heraus und anstatt problem-

orientiert anders als viele Erwachsene auf das Ziel gerichtet lösungsorientiert.

John Hunter sagt dazu: „Vielleicht wird eines dieser Kinder einmal Gelegenheit haben, die Realität zu verändern, wie es mit seinem Genie das Spiel verändert hat. Dann hatte es Sinn.“

Wäre das nicht auch der Weg für die Kirche?

Anstatt den Menschen ständig vorzusagen, was entsprechend dem Denken früherer Generationen wahr und richtig ist und wie man zu leben hat, ihnen die Freiheit zur Inspiration zu lassen?

Wäre das nicht doch zu gefährlich? Wenn man bloß daran denkt, auf welche irrsinnigen Vorstellungen da bereits die diversen Ketzer gekommen sind!

Leitung und Anleitung ja, aber ohne Bevormundung!

Da wäre die Einstellung *Johannes XXIII.* eine gute Richtlinie: „Alles sehen und alles hören, vieles übersehen und überhören, wenig zurechtrücken.“

Er verfolgte beim Konzil genau, was lief, war aber sehr weitherzig, ließ den Konzilsvätern

volle Freiheit in der Debatte und griff nur dort ein, wo Weichenstellungen nötig waren.

Bereits vor ihm waren weise Männer und Frauen in der Kirche überzeugt davon, dass man mit Inspirieren weiter kommt als mit Reglementieren.

Meine eigene Erfahrung ist eindeutig: Die besten Ergebnisse – angefangen vom Schulunterricht bis zu Sitzungen im PGR etc. waren dann zu erwarten, wenn ich die Freiheit zur Inspiration ließ. Es gilt nun einmal, dass sich der Schatz an Erkenntnissen, Visionen, sowie Modellen und Wegen zu deren Verwirklichung auf alle aufteilt und niemals bei einem allein deponiert ist.

Noch intensiver erlebte ich es in der geistlichen Begleitung. Oft ist es sicher einfacher und es geht auch schneller, den zu Begleitenden das eigene Denken abzunehmen und ihnen fertige Lösungen vorzulegen, aber echtes persönliches Wachstum erfolgt dabei meist keines, es entsteht bloß Unselbstständigkeit und Abhängigkeit. Außerdem bleibt damit von vornherein viel Interessantes, Mögliches und oft auch Besseres unentdeckt.

Wertschätzen – entdecken – erwecken – fördern

Im Artikel „*Warum jedes Kind besonders begabt ist*“ in der *O.Ö. Nachrichten* (8.9.2012) betonte der Neurobiologe *Gerald Hüther*, dass jedes Kind Begabungen erst einmal als eine Möglichkeit mitbringt, woraus sich durch Inspiration, Ermutigung und Förderung sich vervollkommnende Fähigkeiten entwickeln können.

Dabei ist die Fixierung auf bloße Wissensvermittlung und den Prüfungserfolg falsch.

Leider gibt es viel zu oft eine erdrückende anstatt eine erweckende Autorität.

Die Hirnforschung hat inzwischen erkannt, dass der Mensch mit viel mehr Vernetzungsmöglichkeiten im Gehirn geboren wird, später aber etwa ein Drittel wieder verschwindet, weil sie nicht entdeckt und erweckt werden.

Gerald Hüther sagt zur Entdeckung, Erweckung und Förderung: „*Entfalten kann man Begabungen nur, wenn jemand sieht, was in einem Kind (oder auch in einem erwachsenen Menschen) steckt. Wenn sich*

jemand darüber freut und wenn jemand da ist, der das betreffende Kind ermutigt, zu zeigen, was da ganz Besonderes in ihm steckt. Man muss dem Kind dann auch Möglichkeiten bieten, diese Begabung zu einer ganz besonderen Fähigkeit weiterzuentwickeln. Dazu muss man das betreffende Kind genau anschauen, wie ein Schatzsucher, nicht wie ein Gärtner, der die Obstbäume so beschneidet, dass sie ihm möglichst viel Ertrag bringen. Man müsste also nicht aus dem Kind etwas machen wollen, was man selbst für bedeutsam hält, sondern man müsste versuchen, herauszufinden, was für das Kind bedeutsam ist. Das kann bei jedem etwas anderes sein. Man kann niemand zwingen, die in ihm verborgenen Talente zu entfalten, man kann ihn nur dazu einladen, ermutigen und inspirieren. Das kann man nur dann, wenn man diesen Menschen mag, wenn er einem wichtig ist, wenn man sich mit ihm verbunden fühlt, wenn man möchte, dass er hervorbringt, was in ihm steckt.

Bevormundung, Abwertung und Entmutigung lassen viele vorhandene Talente erst gar nicht als gut und damit als entdeckens- und entwickelnswert erscheinen. Der von Anfang an als einmal vor allem für die Wirtschaft tauglich instrumentalisierte Mensch bleibt in wesentlichen menschlichen Sparten unentwickelt, er verarmt.

Ähnliches geschieht aber in allen Bereichen, in denen die gegebenen Rahmenbedingungen und die Wertung das Entdecken und Verwirklichen der je eigenen Begabungen verhindern – selbstverständlich auch im religiösen Bereich.

So wie dies für jeden einzelnen Menschen gilt, gilt es auch für Gemeinschaften.

Ich überlasse es Dir selbst, Dir einmal lebendig vorzustellen, welche unendlichen Schätze an natürlichen Talenten und dazu noch an vom Heiligen Geist geschenkten Charismen der Kirche dadurch verloren gehen, dass man zumeist von unten bis oben mehr Wert darauf legt, eine bestimmende und für deren eigene Sicht Gehorsam einfordernde Autorität auszuüben, anstatt sich auf die Kunst erweckender, inspirierender und ermutigender Autorität einzulassen und damit ein Wachstum in großer Vielfalt zu ermöglichen.

Anfangen müsste man damit ganz unten in der eigenen Einstellung und im eigenen Umfeld.

Ich ermutige Dich, es gleich zu versuchen – Du wirst stauen, was sich damit eröffnet!

Begeisterung ist wie Dünger für das Gehirn

In einem weiteren Artikel weist *Gerald Hüther* unter dem obigen Titel (*O.Ö. Nachrichten vom 12.9.2012*) auf eine besondere Fähigkeit unseres Gehirns hin: *„Unser Gehirn passt sich immer wieder neu an die Art und Weise an, wie und wofür wir es mit Freude und Begeisterung nutzen... Immer, wenn man sich noch einmal über etwas begeistern kann, wird im Hirn ein Dünger freigesetzt, der die im Zustand der Begeisterung besonders intensiv genutzten neuronalen Netzwerke zum Wachsen bringt.“*

Während des ganzen Lebens spielen Interesse und Begeisterung eine wesentliche Rolle für unsere geistige Lern- und Leistungsfähigkeit. In erster Linie geht es um Haltungen, innere Einstellungen und Überzeugungen, denn diese bilden die maßgebliche Motivation für ein entsprechendes Verhalten und Tun. Erst recht sind diese im Alter nötig, wenn manche Fähigkeiten nachlassen.

Wer an etwas ein reges Interesse hat und es mit Begeisterung tut, gibt sicher auch nicht gleich auf, wenn sich etwas spießt.

Ein Plus, wenn man sich in rechter Weise Leidenschaftlichkeit erhalten kann, denn diese sorgt für den nötigen Energieschub.

In dem Artikel sind einige Tipps angeführt, zu denen Gerald Hüther bemerkt: *„Für die Tipps braucht man keine Medikamente, all das geht von ganz allein, wenn man sich öffnet und frei macht für Freude am Entdecken und Gestalten.“*

Man kann ergänzen: vieles kostet auch nicht zusätzlich Geld und nicht einmal mehr Zeit. Es kommt bloß auf die Überzeugung, das Interesse, die wache Bewusstheit, die Achtsamkeit und das daraus folgende Verhalten und Tun an.

Selbstverständlich sind eine gute genetische Veranlagung und ein günstiges äußeres Umfeld von uns selbst nicht oder nur sehr begrenzt beeinflussbare Gaben, für die wir

allzeit dankbar sein sollten, wenn sie uns geschenkt werden.

Die Begegnung mit vielen nicht damit gesegneten Menschen zeigt uns, dass man auch dann noch nicht aufgeben und verbittern muss, sondern einen Lebenssinn entdecken und sein Leben wertvoll gestalten kann.

Bei allem, was von uns selbst beeinflussbar ist, sollten wir diese Möglichkeiten auch nützen.

Ich ergänze die Tipps um den im Artikel nicht erwähnten, aber wesentlichen spirituellen Teil und um einige eigene Erfahrungen.

- * Mäßigkeit und Regelmäßigkeit in der Lebensgestaltung.

- * Auf eine abwechslungsreiche und gesunde Ernährung und auf genügend Erholung und Schlaf achten.

- * Körperlich, geistig und geistlich möglichst viel und in verschiedener Weise in Bewegung bleiben.

- * Sich für die Vielfalt und Schönheit der Welt begeistern, in ihr Gottes Weisheit und Größe entdecken, den Atem seines Geistes verspüren – staunen, danken, lobpreisen, sich freuen.

- * Sich von niemandem und durch nichts die Freude am eigenen Nachdenken, Entdecken, Lernen und Weiterentwickeln verderben lassen.

- * Das Fragen, Suchen und Versuchen nie aufgeben.

- * Nicht problemfixiert, sondern lösungsorientiert leben.

- * Sich nicht danach richten, was gerade „in“ ist, sondern danach, was in sich gut ist und gut tut – einem selbst, anderen, der Umwelt.

- * Sich nicht darum sorgen, etwas anderen recht zu machen, sondern sich darum bemühen, es richtig zu machen, unabhängig davon, ob es anderen recht ist oder nicht.

- * Den eigenen Lebenssinn, die besondere persönliche Berufung und die eigene Lebensspur entdecken und deren Erfüllung suchen.

- * Eigenverantwortlich und bewusst als Original leben, denn Gott hat jeden Menschen als Original erschaffen und dazu bestimmt, es nach Möglichkeit zu entfalten.

- * Beziehungsfreudig bleiben und Beziehungen mit anderen Menschen so gestalten, dass man

mit ihnen gemeinsam über sich selbst hinauswachsen kann.

* Das Mitgefühl pflegen, sich solidarisch verhalten, berühren und berührbar bleiben.

* Offen bleiben für Gottes Geist, der für Überraschungen in unserem Leben sorgt, und seiner Führung vertrauen.

* Last but not least: das gesamte Leben aus einem vertrauensvollen Glauben heraus gestalten und versuchen, aus allem, auch aus dem Leivollen und Schweren, im Erdulden und Loslassen Liebe zu gewinnen.

Abschied von einem, der so zu leben und zu wirken versuchte

Bischof *Reinhold Stecher* war für mich ein leuchtendes Vorbild – als Mensch, als Seelsorger, als Natur- und Bergfreund, in seiner vielfältigen Kreativität, mit seiner geistigen und spirituellen Offenheit und kritischen Loyalität zur Kirche, seinem sozialen Engagement und seiner Weitherzigkeit.

In Nachruf des ORF gab es einen sehr guten Rückblick, aus dem ich Dir einiges weitergebe.

Bischof Reinhold Stecher war – wohl besonders durch seine Kriegserlebnisse und durch seine Bergerfahrungen – ein sehr wach und bewusst lebender Mensch, mitfühlend, aber dazu ein nüchterner und mutiger Realist. So zeigte er als Caritas-Referent der Bischofskonferenz den staatlichen Stellen die rote Karte z.B. wegen des Umgangs mit Asylanten.

Aber auch in Richtung Rom sagte er deutlich, was man dort nicht hören wollte und was Papst Johannes Paul II. als für immer erledigte Frage erklärt hatte: „*Die Frauenweihe war zur Zeit Jesu zwar aufgrund der damaligen gesellschaftlichen Verhältnisse nicht möglich, aber ich wüsste nicht, was rein biblisch-dogmatisch dagegen einzuwenden wäre.*“

Oder zu den Forderungen der Pfarrer-Initiative: „*Man kann das nicht einfach so wegwischen, ohne dass man Realitätsverweigerung betreibt.*“

Die 1997 herausgegebene römische „Instruktion über die Mitarbeit der Laien am priesterlichen Dienst“ habe ich bereits mehrmals in Rundbriefen und Vorträgen zitiert, weil sie mehrfach den biblischen Grundlagen und den Aussagen des Vat. II widerspricht und zum Schluss sich noch dazu in verlogener Weise auf den Willen Jesu beruft. Nicht erst als emeritierter, sondern noch als aktiver Bischof nahm er deutlich

gegen den mehr als fragwürdigen Geist, der aus dieser neoklerikalistischen Instruktion spricht, Stellung: Die Laien seien nur ein widerwillig zugelassener Notnagel und Rom habe das Image der Barmherzigkeit verloren und sich das der repräsentativen Herrschaft zugelegt.

Er scheute sich auch nicht, sich 1985 zugunsten der historischen Wahrheit mit Verfechtern des Märtyrerkultes wegen des angeblichen jüdischen Ritualmordes am Anderl von Rinn anzulegen, den Kult abzuschaffen und die Kirche umzugestalten.

Im nächsten Rundbrief werde ich auf den Verlauf und die wichtigsten Aussagen des Vat. II eingehen. Wie wichtig dieses Konzil war und wie sehr es verändernd wirkte, zeigt auch ein Zitat von Bischof *Reinhold Stecher*: „*Die Bedeutung dieses Konzils konnte ich an meinem Vorgänger Bischof Paulus Rusch ablesen. Mich bewegte immer, wie sehr das Konzil diesen nüchternen und zurückhaltenden Menschen verändert hat. An der Veränderung seines Wesens wurde für mich deutlich, dass das Konzil neue Geleise gelegt hat.*“

Dankbar dürfen wir sein für seinen Nachlass an Büchern und Aquarellen. Man kann aus ihnen viele Inspirationen und eine tiefe Freude gewinnen und ich kann Dir nur empfehlen, Dich in sie zu vertiefen.

Eine ganz besondere Freude bereitete mir Bischof Reinhold Stecher, als er mir als persönliche Anerkennung für einen Beitrag in der ORF-Sendung „Erfüllte Zeit“ auf einer Karte u.a. schrieb: „So kann ich mir vorstellen, dass man heute das Evangelium verkündet...“

Es geschehe, wie du geglaubt hast! – Dein Glaube hat dir geholfen!

Am 17.3. brachte *Pfarrer Werner Küstenmacher* in der *Evangelischen Morgenfeier des Bayrischen Rundfunks* einige für das „Jahr des Glaubens“ auch für uns in der katholischen Kirche sehr beherzigenswerte Überlegungen. Etwas davon versuche ich Dir weiterzugeben.

Pfarrer Küstenmacher weist zu Beginn gleich darauf hin, dass Wissenschaftler von einer anderen Seite an den Glauben herangehen als religiös interessierte Menschen. Für beide ergeben sich gleichlautende Fragen: „*Wie ist das mit dem Glauben? Kann er wirklich Berge versetzen und heilsame Kräfte entfalten?*“

Wissenschaftler haben entdeckt, dass es oft nicht zuerst auf das tatsächliche Geschehen ankommt, sondern darauf, dass und was etwa ein Patient glaubt.

Dadurch kommt es z.B. zum Placeboeffekt, indem eine Wirkung nicht durch ein Medikament, sondern durch den Glauben an die angegebene Wirkung des Medikamentes erzielt wird.

Da taucht ganz lebendig eine Erinnerung aus meiner Seminarzeit auf. Damals musste ich mich einer Mandeloperation unterziehen, die etwas komplizierter als erwartet verlief, sodass ich ein paar Tage im Spital bleiben musste. Einen jungen Barmherzigen Bruder kannte ich gut. Als ich nicht mehr im Bett bleiben musste, holte er mich, weil er sehr gestresst war, ins Dienstzimmer und bat mich, ihm in meinem Saal beim Austeilen der vorbereiteten Medikamente zu helfen. Damals gab es noch große Krankensäle, in meinem Saal standen etwa 20 Betten.

Weil mir auffiel, dass häufig orangegelbe Kügelchen in den einzelnen Schachteln waren, fragte ich ihn, worum es sich dabei handle. Das seien „Schlaftabletten“ klärte er mich mit einem verschmitzten Lächeln auf und er fügte hinzu: „Die Patienten sollen gut schlafen, aber wir wollen sie nicht mit teilweise nicht ungefährlichen Medikamenten vollstopfen. Das ist ein völlig harmloses Vitaminpräparat. Es kommt bloß darauf an, dass du die Tabletten den Leuten so überzeugend

übergibst, dass sie an deren hervorragende Wirkung glauben.“

So ging ich also von Bett zu Bett und erklärte allen mit krächzender Stimme, ich könne ihnen aus Erfahrung bestätigen, wie gut man mit diesen Tabletten schlafe.

Offensichtlich wirkte ich als ein wie sie von Schmerzen geplagter Leidensgenosse sehr überzeugend, denn am nächsten Tag bekam ich ein Lob vom Bruder: „Das hast du super gemacht, fast alle haben gut geschlafen und haben mich gebeten, du solltest ihnen am Abend wieder die guten Schlaftabletten bringen...“ Ich durfte also zufrieden sein mit meinem ersten Einsatz als Hilfspfleger, mit meinem Glaubenserweckungsdienst und dessen tatsächlich erstaunlicher Wirkung.

Pfarrer Küstenmacher bemerkt dazu, wie es nach den Heilungserzählungen der Evangelisten Jesus darum ging, Glauben zu wecken und wie er nach der Heilung betonte: „Dein Glaube hat dir geholfen.“ – *Erstaunlich, wie modern dieser Satz heute klingt. Er sagt nicht „Dein Glaube an Gott hat dir geholfen“ oder „Gott hat dich gesund gemacht“. Nein, „DEIN Glaube hat dir geholfen!“ Diese Art von Glauben hat viel zu tun mit Vertrauen. Wer so glaubt, überlässt sich einer größeren Kraft: Die mag er „Gott“ nennen, „Jesus“, oder auch „Heilungskräfte der Natur“. Nicht der Name der Kraft ist wesentlich bei diesem Glauben, sondern der Vorgang an sich... Mutig auf Rettung vertrauen, auf das Gelingen setzen – das ist der Glaube, von dem Jesus oft spricht.*

So, jetzt denke ein paar Minuten nach, wie oft Du selbst bereits in Deinem Leben eine bestimmte Wirkung durch einen solch ganz einfachen, natürlichen und jedem Menschen möglichen Glauben erlebt oder bewirkt hast.

Erinnere Dich dazu, was ich in früheren Rundbriefen zur Deutung geschrieben habe. Wenn Du etwas als für Dich wichtig deutest, auch wenn es an sich etwas Unwichtiges ist, so bekommt es für Dich dennoch eine entsprechend wichtige Be-Deutung und wird auf diese Weise wirkkraftig.

Oder sicher hast Du bereits von der verändernden, befreienden, heilenden,

scheinbar Unmögliches ermöglichenden Kraft positiven Denkens, aber ebenso von der zerstörerischen Macht negativen Denkens gehört – und dies bei Dir selbst oder an anderen erlebt.

Bevor wir uns Gedanken um den gnadenhaften christlichen Glauben machen, sollten wir erst einmal den ganz natürlichen Glauben und seine erstaunliche Kraft besser kennen und nützen lernen.

Wir können damit vieles in unserem Leben und im Leben unserer Mitmenschen zum Besseren wenden, aber selbstverständlich –

etwa durch Angstmachen – auch zum Schlechteren.

Mögest Du von einem starken positiv vertrauenden Glauben erfüllt sein!

Du wirst stauen, was Dir damit möglich wird.

Und Du wirst beide Aussagen Jesu besser verstehen: „Es geschehe, wie du geglaubt hast“ und „Dein Glaube hat dir geholfen!“

Dein Bruder



Termine

Gottesdienste in der Pfarrkirche Brunnenthal: jeden 2. Freitag im Monat um 19.30 Uhr
Im Juli und im August entfällt der Gottesdienst.

Cursillofest: am Pfingstmontag, 20.5. in Arbing / Perg

Reisen

Für die Reise interessante Reise nach **Westböhmen und Prag (17. – 24.8.)** in unserer Reihe „**Die unbekanntesten Nachbarn kennen lernen**“ sind noch einige Plätze frei. Informationen sind auf der Homepage der Pfarre Brunnenthal zu finden oder können im Pfarramt angefordert werden.

Bei der **Wanderwoche in Südtirol – erfüllt werden mit positivem Denken und Lebensfreude (23. – 28.9.)** sind auch noch einige Plätze frei. Anmeldung für diese Woche direkt an das Reisebüro Ratzenböck, 4725 St. Aedidi, Walleiten 10 / e-mail: ratzenboeck-reisen@aon.at
Das Programm ist bei Reisebüro Ratzenböck und im Pfarrhof Brunnenthal erhältlich.

Medieninhaber, Herausgeber und Redaktion:

Kath. Pfarramt Brunnenthal, 4786 Brunnenthal
pfarre.brunnenthal@dioezese-linz.at

Für den Inhalt verantwortlich:

Franz Schobesberger, 4786 Brunnenthal, Dorfstr.8

Offenlegung nach §25 des Mediengesetzes:

Dieser Rundbrief ist ein Kommunikationsorgan für Teilnehmer an Glaubensseminaren und Interessierte. Erscheint vierteljährlich.

Hersteller: Offsetdruckerei Rainer Himsl

Zulassungsnummer: GZ 02Z031244 M

Verlagspostamt: 4780 Schärding/ P.b.b.

Envoi à taxe réduite/Bureau de poste

A- 4780 Schärding (Autriche) Taxe percue